Omars Lehren,

oder

Biographien zur Menschenkenntniß.

Ein Buch

für die Welt, wie sie ist, nicht wie sie seyn soll,

geschrieben

von

dem Hofrath von Eckartshausen.

München,
bey Joseph Lentner. 1788.

Innhalt.

1. Licka: oder man beurtheilt die Menschen falsch, wenn man jeden nach seinem guten Herzen beurtheilt.

2. Sophie Lauber: oder man findet oft ein gutes Mädchen, wo man sie nicht zu finden glaubt.

3 Geschichte Ferdinand R.: oder es ist immer gefährlich, den Leidenschaften der Grossen zu schmeicheln.

4. Der Fähnrich, und der Greis.

5. Liston und Emilie: oder die Leidenschaften schlummern oft nur, und erwachen wieder; man traue nie ganz seinem Herzen.

6. Das alte Mütterchen, und der Knabe.

7. Grimalda: oder selten heurathen die Männer aus Liebe; meistentheils aus Eigennutz.

8. Die unglückliche Frau. Eine Reisebegebenheit.

9. Erwin und Celie: oder wahre Liebe kennt keinen Zwang. Man muß wahre, edelliebende nicht hart behandeln.

10. Somar: oder wer glücklich seyn will, der suche das Glück in seinem Herzen.

11. Nazar: oder man muß etlichemale geprellt werden, bis man klug wird.

Anwendungen.

Zu Lickas Geschichte. Karakter des wahren Wohllüstlings. Kennzeichen des Wohllüstlings, Grundregeln in Rücksicht dieses Karakters. Beweggründe, den Wohllüstling zu fliehen. Coquetterie, was sie sey, worinn sie liege. Folgerungen, aus der Coquetterie gezogen. Warnungen für junge, romanhafte Leute.

Zu Sophie Lauber und Ferdinand R. Lehre, wie man mit rohen Menschen umgehen soll. Karakter eines solchen Menschen in dem Schloßwärter zu R. Karakter eines guten Mädchens in Sophien. Karakter eines reichen, ungebildeten Menschen. Warum reiche, ungebildete Menschen selten Mitleid fühlen. Ursachen hievon. Die Güte aus Stolz, die Großmuth auf Hoffart, und die Menschenfreundlichkeit aus Schwachheit. Grundsätze, wie man solche Menschen behandeln soll. Wahre Politik, wie man mit Grossen und Reichen umgehen muß. Niederträchtigkeit der Schmeicheley! böse Folgen; edler Anstand ohne Erniedrigung; Höflichkeit ohne Schmeicheley.

Zu Liston und Emilie. Wie uns oft unser eigenes Herz betrügt. Von der schwärmerischen

rischen Liebe, und der Gefahr derselben. Was diese Liebe sey, wie sie den Menschen täuscht, und ins Verderben stürzt. Heftigkeit unsrer Einbildung. Nothwendigkeit, diese herabzustimmen. Wie man den Karakter eines Mädchens studiren soll. Falsche Grundsätze, die man sich macht, wenn man heurathet. Fehler der Mädchen. Fehler der Männer. Wie sich beyde Theile oft selbst betrügen. Galanterie der Frauenzimmer, worinn sie sich gründet. Wie man sie bessern soll. Von der Brutalität der Männer; daß diese das schöne Geschlecht nicht bessert. Von der Eifersucht; was sie sey, worinn sie sich gründe. Daß nicht immer Liebe die Ursache davon sey; meistens Eitelkeit. Wie man die Fehler gegenseitig dulden, und sich betragen soll.

Zu Grimalda. Von den Heurathen aus Eigennutz. Wie unglücklich oft reiche Mädchen werden. Karakter solcher Menschen, die bloß aus Eigennutz heurathen. Wie Mädchen diese Menschen erkennen können, wenn sie sich auch verstellen. Grundregeln zu dieser Kenntniß. Lehren für die Männer.

Zu Erwin und Celie. Von der wahren Liebe, und der eingebildeten. Ursachen, warum

um so viele Menschen durch die Liebe unglücklich werden. Was wahre Liebe sey. Wie man wahrhaft verliebte Personen behandeln soll. Durch Gewalt und Furcht verdirbt man mehr, als man gut zu machen glaubt. Von der niedrigen und edlern Liebe. Vom Materiellen und Geistigen. Wie man sich von der Krankheit der Liebe heilen soll, um nicht unglücklich zu werden.

Zu Somar. Daß die Aeltern die ersten Freunde und Vertrauten ihrer Kinder seyn sollen. Wie man Menschen erziehen soll, daß sie glücklich werden. Wie sanft und angenehm die Wege der Tugend sind, wie edel der Karakter eines guten Jünglings. Wie mächtig die Tugend in uns wirkt, über unsere Leidenschaften zu siegen, und wie sanft, wie groß ihre Belohnungen in uns selbst sind.

Zu Nazar. Daß nur die Erfahrung den Menschen klüger macht. Wie gefährlich es ist, unter Grossen und Reichen zu leben. Wie behutsam man seyn muß, um sie nicht zu beleidigen. Wie nothwendig es dem Menschen ist, sehen, hören und schweigen zu können. Von der Nothwendigkeit zu schweigen, und der grossen Wissenschaft, den Menschen Wahrheit zu sagen, ohne sie zu beleidigen.

Omar

Omar lernte die Menschen, und die Welt kennen. Er war einst am Hofe, begleitete dort eine ansehnliche Stelle, und studirte die Menschen aus Erfahrungen. Müde der eingebildeten Grösse verließ er seine Ehrenstellen, und entschloß sich nach den canarischen Inseln zu schiffen, und dort im stillen Genuße der Freuden der Natur seine Tage zu enden. Er setzte sich mit seiner Tochter Rosalka, einem liebenswürdigen Mädchen, zu Schiffe; allein ein Sturm vereiltete seine Absicht. Omars Schiff scheiterte, und er ward nebst seiner Tochter, die die Vorsicht zu seiner Erhaltung rettete, in ein abgelegenes Eiland geworfen, wo er nach fünf Jahren sein Leben schloß.

Unglücklich war Omar nicht, denn er hatte es bereits dahin gebracht, das Glück in seinem Herzen zu finden. Am Ufer des Meeres war seine Hütte gebaut, und Olivenbäume umschatteten sie. Da saß er täglich mit seiner Tochter, übersah die unermessene Fläche des Meeres, und erzählte ihr den langen Tag über, wie die Menschen sind, und was er erfuhr. Sorgfältig zeichnete das gute Mädchen auf Baumrinden seine Worte, und manche sanfte Thräne netzte das Blatt, worauf sie selbe zeichnete.

Nach fünf Jahren, die Omar und Rosalka auf diesem Eilande verlebten, landete ein spanisches Schiff. Ein edler Jüngling sah Rosalka, liebte das Mädchen, und begehrte es zum Weib. Omar gab's ihm, und unter freyem Himmel ward das Band der Liebe geschlossen. Omar war glücklich, seine Tochter noch vor seinem Tode versorgt und gerettet zu sehen; aber sein vor Alter zu schwaches Herz konnte die Heftigkeit der Freude nicht mehr ertragen. Er starb noch auf der Insel in den Armen seiner Tochter, und seines Schwiegerssohnes. Die Thränen, die Rosalka über den Tod ihres Vaters weinte, trocknete die Liebe ihres Gatten von den rosigten Wangen. Er verließ mit Rosalka diesen traurigen Ort, und kam glücklich nach Madrid, wo er die seligsten Tage an der Seite seiner Gattinn verlebte. Rosalkas Brautschatz waren Omars Lehren und Erzählungen, die hier folgen.

Je mehr man sich und die Welt kennen lernt, desto mehr führt uns diese Kenntniß zur Natur und zum Schöpfer zurück. Wohlthätig ist die Erfahrung; wenn sie auch mit Bitterkeit unsre Herzen tränkt, so giebt sie uns doch oft manche lohnende Stunde.

Leiden muß der, dem die Natur ein empfindsames Herz gab, wenn er sich aus dem geträumten Paradiese seiner Glückseligkeit, aus seiner Engelswelt unter schwachen Menschen versetzt findet, die die Macht der Leidenschaften regiert; wovon die meisten die Diener ihrer Selbstliebe sind: allein nur stuffenweis führt die Vorsicht den Menschen zu wahren Kenntnissen, und sie bestimmt die Erfahrung zu unsrer Führerinn. Diese Erfahrung führt uns von den Irrwegen unsrer Träumereyen zurück, und lehrt uns durch Wahrheit Menschen und Welt kennen, wie sie sind, nicht wie wir sie uns einbilden.

Aufmerksam auf mein eigenes Herz, auf den Gang meiner Ideen, will ich meine Fehler, meine Thorheiten und meine Irrthümer aufzeichnen — was ich sah, was ich bemerkte, was ich sammelte. Ich habe mich bemüht, mit Kaltblütigkeit meinen und anderer Karakter zu studieren; belauschte mein eignes Herz und die Herzen anderer in verschiedenen Lagen, Umständen, und Stellen; zeichnete alles sorgfältig auf, und zog Grundsätze aus wahren Erfahrungen.

Als ich in die Welt trat, so träumte ich mir ein Elisium, und meine ganz überspannte Einbildungskraft ließ nichts als vollkommene Wesen herumwandeln; aber bald sah ich, daß ich mich betrogen, und der entsetzliche Abstand der Wesenheit von der Einbildung brachte mich ganz aus meiner Fassung. Da ich nichts als Engel zu finden glaubte, so war es ganz natürlich, daß die Entdeckung dieses Betruges mich wieder auf eine andere Art von Täuschung führte. Ich verwandelte meine Engel in Satans Gestalten, fand diese schöne Erde einen Wohnort von Teufeln, und kam von einem Irrthum zum andern.

Traurig wandelte ich manchen Abend in den Fluren, liebte die Einsamkeit, und schauderte zurück bey dem Anblick einer Menschengestalt.

Nach und nach stiegen sanftere Empfindungen in mein Herz; von der Hand der Wahrheit geleitet überzeugte mich die Erfahrung, daß die Geschöpfe, die ich hier fand, weder Engel noch Teufel waren, sondern Menschen, unter denen es unbegreifliche Gradationen auf der Stuffenleiter der Wesen giebt, und nothwendig geben muß. Meine Stirne wurde heiterer, ich sehnte mich mit der Menschheit wieder aus, und sah von einem richtigern Gesichtspunkte die Welt an.

Bald schien mir der Mensch der wichtigste Gegenstand meines Studiums zu seyn, und ich entschloß mich, ihn unpartheyisch zu studieren. Zum Alphabet dieses Studiums nahm ich mich selbst, und durch genaue Prüfung jeder meiner Regungen, jeder meiner Handlungen fand ich bald, wie sehr unser Herz von Umständen, Erziehung und unserm Nervenbau abhange. Meine Fehler, die ich begieng, machten mich nachsichtig gegen die Fehler meines Nächsten,

sten, und ich fand eine Reihe Entschuldigungen, wenn er fehlte.

Diese Begriffe waren beruhigender für mein Herz, und lehrten mich den Werth der Religion und der Menschenliebe kennen. Ich sah ein, daß das Unglück der Menschen aus Mangel ihrer Selbstkenntniß entsteht; ich sah ein, daß unsere Moralisten — sehr wenige ausgenommen, ganz unrecht über den Menschen gedacht haben; ich sah ein, daß sie die Leidenschaften der Menschen nicht kannten, daß sie nicht wußten, wie viel Edles in selben liegt, und daß nicht die Ausrottung der Leidenschaften, sondern die Lenkung derselben zum Guten der erste Grund zum Menschen-Glück ist. Ich ward überzeugt, daß Schwachheit, Fehler, Verbrechen und Laster sich wesentlich unterscheiden, und daß übelgeleitete Selbstliebe und Eigennutz die Quellen des Bösen; und hingegen gutgeleitete Selbstliebe und Interesse die Quellen des Guten sind.

Ich sah eine Menge guter Menschen aus Mangel der Weltkenntniß unglücklich werden; sah Menschen vom Throne der Liebe bis zum Pfuhl des Menschenhasses herabsinken; fand Redliche ohne Trost und

Hilfe,

Hilfe; und alles dieß — aus Irrthum. Ich dachte daher, es würde nicht unnütz seyn, meine Erfahrungen meinen Mitmenschen mitzutheilen, Beyspiele anzuführen und Warnungen, um Redliche zu schützen, und tröstete mich über das Unvollkommene meines Unternehmens mit dem Gedanken: **Es war gut gemeynt, und es ist doch immer was gethan, was für die Menschheit gethan ist.**

Um den Redlichen in der Welt vor Unglück zu warnen, ist zum ersten nothwendig, daß man ihn den Menschen kennen lehre, wie er ist. Wir leben in der Gesellschaft, und der gesellschaftliche Mensch ist von dem Naturmenschen wesentlich unterschieden. Der Naturmensch kennt kein anderes Gesetz, als die Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse, denn er allein ist alles für sich. Diese Verhältnisse verändern sich aber im gesellschaftlichen Zustande; in diesem sieht er seine Schwäche ein, und die Nothwendigkeit der Existenz seines Wohls mit dem Wohl des andern; da hört der Mensch für sich allein zu leben auf; er lebt nothwendig fürs Ganze, und sein Privatinteresse, seine Selbstliebe müssen sich mit dem Interesse und der Lie-

be des Ganzen vertragen; — dieses ist der Grund aller gesellschaftlichen Tugenden. Hier hört aber der Instinkt des sinnlichen Gefühls auf, nicht mehr die blosse Leitung unsrer Handlungen zu seyn; dieser ist nur bey dem Naturmenschen die Leitung; beym Menschen in der Gesellschaft ist es die Vernunft, denn er muß erkennen und wollen. Zu diesem Erkennen und Wollen führt den Naturmenschen die Cultur, und diese besteht in **Gesetzen** und **Religion**.

Weil Cultur unmittelbar zum gesellschaftlichen Menschen nothwendig ist, so ist die richtige Folge, daß kein gesellschaftlicher Mensch gebohren wird, sondern nur der Naturmensch, und daß aus dem Naturmenschen erst die Erziehung durch Gesetze und Religion den gesellschaftlichen Menschen bilden muß.

Aus der Richtigkeit dieser Sätze folgt nun unmittelbar, daß es in jeder Gesellschaft mehr ungebildete als gebildete Menschen geben wird — Folglich mehr Naturmenschen — ich verstehe hierunter Menschen, die sich nur durch ihr Sinnliches leiten lassen, und nicht durch Vernunft. Aus diesem folgen alle gesellschaftlichen Uebel; denn das Privatinteresse und die

Selbstliebe kommen in Streit mit der Liebe und dem Interesse des Ganzen, und wäre dieser Streit nicht in der Gesellschaft, so wäre die größte Stuffe der gesellschaftlichen Glückseligkeit.

Da diese Sätze nun richtig sind, so sind die Folgerungen unläugbar: Daß in jeder Gesellschaft der größte Theil der Menschen mehr durch Sinnlichkeit, als durch die Vernunft geleitet wird, daß der größte Theil mehr sein Privatinteresse dem Interesse des Ganzen vorzieht, und daß der größte Theil sich selbst mehr liebt als das Ganze. Von dieser Seite muß der Gebildete in der Welt die Menschen ansehen, wenn er nicht täglich will hintergangen und betrogen werden. Die Menschen sind aus diesem Grunde nicht hassenswürdig; bilde sie um, und sie werden besser werden.

Beyspiele.

Amint war ein redlicher Bürger, Sophie war seine einzige Tochter; er liebte sie unendlich. Belmor, der Sohn eines reichen Commiß, warb um sie: Amint hatte alles Zutrauen auf Belmor, durfte Sophien besuchen, wenn er wollte. Amint,

der

der redliche Amint argwohnte nichts Ungleiches, und nun ist Amint unglücklich; Sophie ist entehrt, Belmor verließ sie und ihr unglückliches Kind. Amint weint, flucht über die Menschen, und über Belmors Abscheulichkeit. Der Niedrige! sagt er, er hat mein Zutrauen misbraucht, meine Freundschaft beleidigt, die Rechte der Gastfreyheit beschimpft; — Gott! muß es solche Menschen in der Welt geben!!!

Ich bedaure dich, redlicher Amint! allein es war deine Schuld; du beurtheiltest die Menschen nach deinem Herzen. Belmor war ein ungebildeter Junge, bey ihm sprachen die Sinne, nicht die Vernunft. Du hättest ihn besser kennen sollen. Wenn du einem Menschen deine Tochter anvertraust, von dem du nicht thätige Beweise hast, daß Erziehung, Vernunft und Religion sein Herz gebildet haben, so mußt du immer solche Folgen erwarten. Dieses Uebel liegt nicht in der Gesellschaft, sondern im Mangel der Cultur; sey nicht ungerecht! —

Lisimon nahm einen Diener; er war zwar redlich, treu, geschickt; aber übrigens ungebildet. Lisimon liebte ihn, wie seinen Sohn. Ferdinand, so hieß der Diener,

ner, verließ Lisimon; trat zu einem Cavalier in Dienste; er bekömmt zehn Thaler monatlich mehr. Lisimon ärgert sich. Um des Geldes wegen konnte er mich verlassen! er, den ich wie meinen Bruder behandelt! das ist abscheulich.

Setze dich, Lisimon, an die Stelle deines Ferdinands. Das Privatinteresse überwiegt bey dem ungebildeten Menschen alles übrige. Lehre ihn, daß die Freundschaft ein grössers Gut sey, als die zehn Thaler, und Ferdinand wird dich nicht verlassen: aber bisher hättest du nichts anders von ihm erwarten sollen.

Rosmond hatte das Unglück einen Reichen vom Adel zu beleidigen; er mußte sich flüchten. Hundert Thaler sind auf seinen Kopf geschlagen, die seinem Angeber ausbezahlt werden. Rosmond schützte einmal einen Wucherer wider die Verfolgung des Gerichts, nun flieht Rosmond zu ihm. Ich schützte dich, sagte er, erwiedere mir nun desgleichen: aber Belcour, so hieß der Geitzige, lieferte unsern Rosmond gegen die hundert Thaler aus.

Ist es des Geitzigen Schuld? Nein! die Schuld liegt an Rosmond, der den Belcour nach seinem Herzen beurtheilte.

Es ist ja ganz natürlich, daß einem Wucherer das Geld heiliger ist als Freundschaft und Dankbarkeit. Lerne erst den Karakter des Menschen kennen, Rosmond! du hättest dich nicht zu ihm flüchten sollen, du wärest in einer Wolfshöhle sicherer gewesen. Wenn du aber je sicher hättest bey Belcour seyn wollen, so hättest du ihm noch soviel zahlen sollen, als auf deinen Kopf geschlagen war, und dann zweifle ich — denn es waren ja noch hundert Thaler zu gewinnen.

Grundsätze.

Die meisten Menschen ziehen ihre Privatliebe der Liebe zum Ganzen vor; die meisten Menschen ihr Privatinteresse dem Interesse des Ganzen.

Ursachen.

Weil die Selbstliebe, ein Werk des Instinkts, nothwendig zu unsrer thierischen Erhaltung; und die Liebe zum Ganzen, ein Werk der Vernunft, und folglich ein Werk der Cultur ist.

Der rohe Naturmensch kennt kein Wohl als seines; kein Interesse als das seinige; der

der Mensch in der Gesellschaft steht auf einer edlern Stuffe, und macht das Interesse mehrer zum Interesse des Einzelnen; allein der gesellschaftliche Mensch wird erst das, was er seyn soll, durch Erziehung.

Folgerungen.

Da uns die tägliche Erfahrung überzeugt, daß die meisten Menschen in der Gesellschaft schier ganz ohne Erziehung sind, oder wenigst — was aber zuweilen noch schlimmer ist — eine widernatürliche Erziehung haben, so ist die Folge klar, daß die meisten Menschen ohne Kultur sind.

Regeln der Klugheit.

Weil ich nun in der menschlichen Gesellschaft mit Menschen umgehen und handeln muß, so muß ich in diesen meinen Handlungen die Menschen ansehen, wie sie sind, nicht, wie sie seyn sollen, oder wie ich sie mir vorstelle. Ich muß denken, daß die meisten ohne Kultur sind, folglich ihre Selbstliebe und ihre Privatinteresse immer der Liebe und dem Interesse des Ganzen vorziehen werden; hieraus folgen die ersten Regeln der Klugheit:

Schone

Schone, soviel möglich, die Selbstliebe der Menschen.

Schone, soviel möglich, ihr Interesse. Mußt du mit einem Menschen handeln, so handle mit ihm so lange so, wie du gegen einen Menschen, der keine Kultur hat, handeln sollst, bis du vollkommen vom Gegentheile überzeugt bist.

Suche dich seiner Selbstliebe, seines Interesse auf eine edle Art zu bemächtigen, und leite ihn durch diese Bande.

Glaub niemal, daß bey dem Unkultivirten Menschheit, Gerechtigkeit, Freundschaft, Wohlwollen, mit einem Wort: alle edle Tugenden der Gesellschaft mehr Macht haben über sein Herz, als seine Eigenliebe und sein Privatinteresse, wenn du nicht vollkommen seines gebildeten Karakters durch eine Reihe von Handlungen überzeugt bist; denn sonst wirst du immer betrogen.

Siehst du, daß der Mensch, mit dem du handelst, die Bleywaage deine Prüfung nicht aushält, so suche ihn durch ihn selbst zu gewinnen, studiere seine Temperament, seine Erziehung; denn der unkultivirte Mensch wird mehr durch sein Blut, durch

seine Säfte, durch Umstände, als durch Vernunft und Ueberzeugung geleitet.

Hasse daher die Menschen nicht, weil sie so sind; es ist in der Natur der Dinge, alles geht stuffenweise zu seiner Vervollkommnung. Studiere dein eigenes Herz, und du wirst sehen, was der Mensch ist; du wirst sehen, welche Kraft des Geistes in ihm liegt, welches Bestreben zum Glücke, zur Seligkeit! — Du wirst sehen, wie stark er ist, und zugleich wie schwach; du wirst entdecken, wie ein Augenblick Jahre verdrängt, und eine Minute das Werk eines halben Lebens vertilgt. Durch deine eigenen Fehler wirst du nachsichtig gegen die Fehler deines Nächsten werden; du wirst sehen, wie eine edlere Kraft mit der Hülle streitet, in der sie verschlossen liegt, wie sie aufwärts strebet, da sie der Körper an die Erde fesselt, bis sie endlich von den Schlacken gereiniget ihren Kerker durchbricht, und sich ihrer Bestimmung nahet, die ihr die Gottheit gab.

Pirin hat den Ruf eines eigennützigen Richters; er verkauft seine Urtheile ums Geld. Patmus ist sein Freund; er vertraut ihm das einzige Kind seines besten Freundes an, die junge Rosalie, und sezt

Pirin

Pirin zum Vormund. Nach einigen Jahren kömmt Patmus zurück; er findet Rosalien unglücklich, denn Pirin zog ihr ganzes Vermögen an sich. Patmus wüthet vor Zorn. Der Verräther! schreyt er, mich so zu behandeln! — mich, der ich sein Freund war! — — —

Klage nicht, Patmus! ein Mensch, der die Gerechtigkeit verkauft, ist auch im Stande einen Pupillen zu bestehlen. Du hättest ihn besser kennen sollen.

Der erste Grund böser Handlungen im gesellschaftlichen Leben ist, wenn das Privatinteresse sich von dem Interesse des Ganzen söndert, und die Selbstliebe von der Liebe zum Ganzen. Solange das Privatinteresse mit dem Interesse des Ganzen vereint ist, und die Selbstliebe mit der Liebe zum Ganzen, so ist die edelste Harmonie unter den Menschen. Wenn die Liebe zum Ganzen die Selbstliebe überwiegt, und das Interesse für die Menschheit das Privatinteresse, so entstehen alle grosse und edle Thaten.

Codrus liebt sein Vaterland mehr als sich selbst; Curtius mehr das Wohl des Staats als sein Leben; dem edlen Fürsten von Braunschweig war das Leben seiner

Mitmenschen theurer als sein eigenes. Der ehrliche Soldat, der sich mit Gefahr seines Lebens in das brennende Haus wagte, um ein unglückliches Kind zu retten, zog die Liebe der Menschheit seiner Selbstliebe vor; und der gute Richter, der den Armen gegen den ungerechten Reichen schützte, opferte sein Privatinteresse dem Interesse des Ganzen auf.

Diese Karaktere sind aber selten, und diese Seltenheit ist ein Beweis, daß die meisten Menschen das Entgegengesetzte sind. Will also der gute Mensch nicht täglich betrogen werden, oder vielmehr sich selbst täglich betrügen, so muß er die Menschen beurtheilen, wie sie sind, nicht, wie sie seyn sollen.

Es ist ausgemacht, daß wir durch den Umgang mit Menschen Vortheile genießen, die wir im widrigen Falle zu genießen nicht im Stande wären. Täglich überzeugt uns die Erfahrung davon, und man darf nur wenig aufmerksam seyn, so wird man finden, daß alle unsere Bequemlichkeiten blos durch das gesellschaftliche Leben erreicht werden können. Es wäre also überflüßig erst die Frage aufzuwerfen, ob wir wirklich vom geselligen Leben wahre

re Vortheile genießen? Umsonst würde der weise Schöpfer den Erhaltungstrieb nicht in unsere Natur gelegt haben. Gleichwohl giebt es einige, die der Gesellschaft entsagt, sie für ein Uebel gehalten haben, ohne dabey bedacht zu haben, daß sie im Grunde eine reichhaltige Quelle der meisten Vortheile des Lebens sey.

Die Vortheile des geselligen Lebens sind:
1.) Trägt die Gesellschaft sehr viel zur Aufklärung unsers Verstandes bey. Die Vernunft würde sich höchstens, ohne die Gesellschaft, aus dem Stande der Kindheit herausgearbeitet haben: die gesammelten Erfahrungen würden immer mit ihrem Besitzer abgestorben seyn, und die Entdeckung einer einzigen Wahrheit, die uns im Stande der Geselligkeit blos einige Augenblicke kostet, würde außer demselben ein ganzes Menschenalter erheischet haben. In der Gesellschaft kommen uns die Entdeckungen anderer zu statten, und dasjenige, was andere erfunden haben, dürfen wir nicht erst selbst erfinden. Ein Kind kann in einer halben Stunde das erlernen, was ehehin ganze Jahrhunderte kostete. Sehen wir einmal die Hottentoten, und Kamtschadalen an, die doch nicht ganz ohne

Gesellschaft leben, wie roh, dumm und ungesittet sie sind.

2.) Die Befriedigung unsrer Bedürfnisse, Freude und Vergnügen, Beystand und Hilfe sind ebenfalls Folgen des geselligen Lebens.

3.) Wird unsre eigene Zufriedenheit vermehrt. Denn ein Mensch in der Gesellschaft hat vielfache Gelegenheiten, das Maß seiner Tugenden auszuüben; wo er sonst, als Sonderling, nur die Pflichten gegen Gott und sich selbst, und das noch aus niedrigen Beweggründen, befolgen würde. Ein Mann mißanthropischer Gemüthsart kennt das göttliche Vergnügen nicht, Vater, Gatte, Beschützer, Freund, Wohlthäter zu seyn. Er ist unvermögend das Vergnügen zu genießen, um welches uns Menschen die Seligen selbst beneiden: ich meyne das Vergnügen, andern Gutes zu thun.

4.) Die Erreichung unserer Absichten wird ungemein erleichtert; denn klug macht uns das gesellige Leben. Habe ich, zum Beyspiel, nicht Klugheit genug, so bleiben meine besten Absichten unerreicht. Ich könnte noch unendlich viele Vortheile, die uns die Gesellschaft gewährt, anführen, allein

lein die gerügten beweisen hinlänglich, wie sehr wir verpflichtet sind in derselben zu leben, und wie nothwendig sie sey, wenn wir auf Klugheit Anspruch machen wollen.

Die Welt ist doch ungerecht und undankbar, klagt Troilus, augenscheinlich nähert sie sich ihrem Untergange; allenthalben nichts als Betrug, Arglist und Falschheit. Man darf nur ehrlich seyn, um zu darben. Einsicht und Wissenschaft kommen nicht mehr auf. Wie viele Nächte hab' ich nicht durchwacht, um nicht ein ganz unnützer Bürger des Staats zu seyn, und itzt, da ich mir so viele Wissenschaften erworben habe, itzt werde ich nicht geachtet. Ja, man hasset mich sogar. Ich gab mir alle Mühe, ein Aemtchen zu erhalten, und überall wies man mich ab. Leute, die mir weder an Kenntnissen noch an Rechtschaffenheit gleichen, leben im Ueberfluße, und ich muß darben. — So wahr alles dieses seyn mag, lieber Troilus, so mag auch wohl der Fehler selbst an dir liegen. Vielleicht besitzest du die Gabe nicht deine Gelehrsamkeit an Mann zu bringen, oder hat diese vielleicht den kleinen Fehler, daß sie für unser Zeitalter unbrauchbar ist? Du sagst „man hasse dich“ — weißt du

aber auch warum? Wenn wir Feinde haben, so sind sie entweder Feinde unserer Verdienste, oder unsers Glücks, oder unsrer Person. Die ersten sind Neider, und diese, wenn ich dich anders gut verstanden habe, magst du eben nicht haben, denn deine Umstände sind eben nicht die beneidenswerthesten. Also die letztern, und diese, Troilus, hast du dir vielleicht selbst zugezogen. Vielleicht hast du, guter Mann! in deinem Umgange mit Todten die Kunst mit Lebendigen umzugehen vergessen. Zeigt man sich der Gesellschaft von einer lächerlichen Seite, so fällt auch die Klage über Spott und Verachtung weg. Troilus würde gelobt und geliebt werden, wäre er im Umgange artig, gefällig, bescheiden und gesprächig. Seine Klage ist, daß er, aller Mühe ungeachtet, zu keinem Amte gelangen könne. Allein hat sich Troilus wohl gehörig untersucht? Das Amt mag sich immer für ihn schicken, er aber nicht für das Amt. Sind die Maßregeln, die er deßhalb ergriff, auch schicklich gewesen? — Aber Troilus darbt. — Hierinfalls verdient er mein ganzes Mitleiden. Allein, die Mittel Vermögen zu erwerben, scheint er nicht zu kennen,

und kennt er sie, so fehlt es ihm wieder an Klugheit, davon ächten Gebrauch zu machen.

Klugheit giebt uns also das gesellige Leben. So wie nun dieses Tugend erheischt, so erheischt auch die Tugend Klugheit. So zwar: daß man wahre Tugend nicht ausüben kann, wenn es uns an nöthiger Klugheit gebricht. Der Kanzler Pontopidan schreibt in seinem Werke, Kraft der Wahrheit, von einem Geistlichen, der durch seine Bemühungen und seinen unermüdeten Fleis einen Freydenker am Sterbebette bekehrt, und zur Annahme der christlichen Religion gebracht hatte. Der Freydenker, nachdem er seine Irrthümer erkannt hatte, zweifelte nur, ob ihm auch Gott auf seine blosse Reue die Sünden vergeben werde, weil er viele Bücher wider die christliche Religion geschrieben, und dadurch manchen verführt hatte. Der Geistliche wollte ihm auch diesen Skrupel nehmen: „Nein, sagte er, hierüber machen Sie sich keine Gewissensbisse, Ihre Bücher sind so seicht geschrieben, daß sie gewiß nicht leicht jemand verführen können.“ Der Freydenker wurde über diese so geringschäzige Meynung von seinen Schriften aufgebracht,

gebracht, wandte sich weg, und wollte kein Wort mehr hören. Bald darauf wurde er wieder gesund, fieng aufs neue an göttliche Wahrheiten anzugreifen, bemühte sich in seine Werke mehr Witz und Gründlichkeit zu legen, und fragte dann einmal seinen ehmaligen Bekehrer spöttisch, ob denn seine Bücher noch von der Art wären, daß sie niemanden verführen könnten? — Was half es nun diesem Geistlichen, daß er sich um die Bekehrung dieses Freydenkers so viele Mühe gab? Er verderbte durch seine Unklugheit alles. Semnon ist der tugendhafteste Mann. Er liebt seinen Nebenmenschen, und beweist auch seine Liebe werkthätig. Keine gute That unterläßt er, zu der sich ihm eine Gelegenheit darbietet, aber durch seine Unklugheit verhindert er selbst deren Erfüllung, sobald sie nicht ganz von ihm abhängt. Wir wollen ihn handeln sehen.

Er will einen liederlichen Sohn, der nun seine Ausschweifungen bereuet und Besserung verspricht, wieder mit seinem Vater aussöhnen. Der Vater selbst ist ein eigensinniger Mann, den nichts mehr aufbringen kann, als wenn man ihm Fehler vorrückt. Diesen Umstand weis Semnon

nicht, oder vielmehr, er hatte ihn nicht bemerkt, und würde ihn bemerkt haben, wenn ihm Klugheit nicht mangelte. Er besucht den Alten, und lenkt das Gespräch auf den Sohn, und bemühet sich ihn dahin zu vermögen, daß er seinen Zorn ablege, und den Irrenden wieder zu Gnaden aufnehme. Semnons Rede enthält viel Wahres, Rührendes, Gründliches, aber auch viel Unkluges. Auch scheint der Vater nicht ganz abgeneigt zu seyn. Dieses merkt Semnon. Um ihn nun völlig zu determiniren, führte er ihm zu Gemüthe, daß er selbst Schuld an dem Verfalle seines Sohnes sey. „Wenn wir es beym Lichte betrachten, sagt er, so sind Sie doch immer die Ursache davon, hätten Sie ihm in seiner Jugend nicht so viel Geld in die Hände gegeben, nicht in alle Gesellschaften mitgenommen, und ihm nicht zu früh beygebracht, daß er Geld genug habe, so wäre das nie geschehen, was Sie itzt so beunruhigt.“ Der Vater, der aus dem Grunde seines Ehrgeizes nie Unrecht haben will, wird mit einmal äußerst aufgebracht, und ändert in demselben Augenblicke seinen Entschluß. „Was, spricht er, ich soll Ursache des Verderbens meines

Soh=

Sohnes seyn? der Taugenichts ist also ganz unschuldig, und ich habe Unrecht, daß ich ihn aus dem väterlichen Hause stieß? Vermuthlich werden Sie ihm diese schöne Entschuldigung auch an die Hand gegeben haben, daß er sie mir, wenn es ihm belieben sollte, vorrücken könnte? Nein, meine Vergebung soll er nicht als Schuldigkeit, sondern als Gnade ansehen, und ich mag von dieser Stunde nichts von ihm wissen, nichts hören. Wer hat Sie zum Richter über mich und meinen Sohn gesetzt? Sie sagen mir Grobheiten in meinem eigenen Hause." — — Semnon geht, und dent leise: „Welch ein Vater! Wie ihn das aufbrachte! und dennoch ist es wahr, alles wahr, was ich sagte. Auch freu' ich mich, daß ich so viel Muth hatte ihm nackte Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Daß er sie nicht erkennen will, das geht mich nichts an." Aber wie sehr betrügt sich Semnon nicht? Er bedenkt nicht, daß die Schuld an seiner Unklugheit allein liege. Doch vielleicht ist er ein andermal glücklicher.

Philint, ein Client vom Semnon, kömmt um ein Aemtchen ein, das vom Nomentanus abhängt. Semnon findet

det seine größte Wollust darinn, wenn er Gelegenheit hat, andere glücklich zu machen. Er hat dem Nomentanus in einem andern Vorfalle wichtige Dienste geleistet, und kann mit Recht auf dessen Dankbarkeit Anspruch machen; er hofft also, Nomentanus werde ihm die Bitte, die er für Philinten einlegen will, nicht abschlagen. Ueberdieß weis er, daß man durchs Geld alles beym Nomentanus bewirken kann. Voll Hoffnung und Zuversicht eilt er hin, und trift seinen Gönner in der Gesellschaft verschiedener Amtsgenossen.

Nomentanus. Was bringen Sie mit, mein lieber Semnon? Womit kann ich Ihnen dienen? Reden Sie! Es ist Ihr Diener, der vor Ihnen steht.

Semnon. Dießmal komm' ich wirklich mit einer Bitte.

Nomentanus. Man muß auch lange warten, bis Sie einem Gelegenheit geben Ihnen zu dienen.

Semnon. Es betrift mich eigentlich nicht. Für einen andern komm' ich, bester Nomentanus. Es ist Philint, der um das erledigte Amt bittet.

Nomentanus. Philint? — — Ich kenne keinen.

Semnon.

Semnon. Ein artiger, junger, geschickter Mensch.

Nomentanus. Seine Aeltern?

Semnon. Arme, aber ehrliche Leute.

Nomentanus. Auch dieß ist Empfehlung für ihn. An mir soll es gewiß nicht fehlen, wenn er dieses Amt nicht erhalten sollte. Wenn nur — — —

Semnon. Freylich sind seine Aeltern arm, doch ich vertrete hier ebenfalls ihre Stelle; und will mich auch auf die erkenntlichste Art dankbar erzeigen.

Nomentanus. Semnon, entweder verstehen Sie mich, oder ich Sie unrecht.

Semnon. Was ein anderer geben möchte, dazu will ich mich doppelt einverstehen.

Nomentanus. Sie äußern eine Neigung von mir, die mir eben nicht die vortheilhafteste ist.

Semnon. Nein, das nicht. Aber man kann ja so was nicht umsonst begehren, was jeder andere —

Nomentanus. Bezahlen würde, nicht wahr?

Semnon. Nur vergelten.

Nomentanus. Sie verkennen mich, Semnon! auch muß ich Ihnen sagen, daß

ich befürchte, Ihr Client würde zu dem Amte nicht taugen, da er so einer Empfehlung bedarf: und ich müßte sehr eigennützig seyn, wenn ich einen solchen Menschen befördern sollte. Ein andermal, lieber Semnon, ein andermal!

Semnon. (im Weggehen) Gott! Auch das mußte mir fehlschlagen! Der Niederträchtige! Wie er sich zu verstellen weis, da doch bey ihm Tugend, Verdienste, Pflicht stets Waaren zum Verkaufe sind.

So gut alles dieses Semnon weis, eben so hätte er auch wissen sollen, daß Nomentanus dafür nie angesehen werden wolle, und solche Anträge, zumal in Gegenwart seiner Amtsgenossen, nie annehmen könne.

Bey diesen mißlungenen Versuchen hört er doch nicht auf, sich um die Menschen verdient zu machen, für ihr Wohl zu sorgen. Er entwirft einen Plan, wie die Armen des Staats, die nur ihren Nebenbürgern zur Last fallen, versorgt werden könnten, ohne damit irgend jemanden nachtheilig zu seyn, und überreicht ihn seinem Gönner dem Sejan.

Dieser nimmt den Entwurf ganz gnädig auf, und bestellt den Semnon auf

den

den folgenden Tag, um ihm seine Meynung darüber zu sagen. Vielleicht wird itzt der menschenfreundliche Semnon etwas Gutes stiften können. Trunken vor Freude berechnet er schon in Gedanken den Nutzen, der dadurch erreicht werden wird, und eilt den andern Morgen voll Erwartung zum Minister hin.

Sejan. Ihren Plan hab' ich gelesen. Er ist nicht übel, ungeachtet er nicht viel Neues enthält. Es ist über diese Materie bereits sehr vieles geschrieben worden.

Semnon. Doch ist dieser Entwurf meine eigene Erfindung, und die Frucht eines zweyjährigen Nachdenkens.

Sejan, den diese Antwort schon aufgebracht hat. Das mag Ihnen so scheinen. Ich habe auch über diesen Gegenstand nachgedacht, und aufrichtig zu sagen, es ist mir vieles in Ihrem Plane aufgefallen, dem ich nicht allerdings beypflichten kann.

Semnon. Wollten Euer Herrlichkeit nicht die Gnade haben mir diese anstößigen Stellen zu zeigen.

Sejan, um sich nicht beschämen zu lassen, schlägt die erste beste Stelle auf. Hier sehen Sie, hier bin ich gar nicht Ihrer Meynung. Ich

Ich fürchte, ich fürchte, an dieser Klippe wird unser Semnon scheitern. Er ist auch so unklug seinen Plan mit der größten Heftigkeit zu vertheidigen, sogar das Feld zu behaupten. Allein der Minister läßt ihn nicht ausreden.

Sejan. Genug Semnon! Auf Sie kömmt es eben nicht an zu bestimmen, ob der Plan gut oder nicht gut sey? Kurz, er taugt nichts, es ist Hirnspinsterey, und unausführbare Grille. (unwillig ab.)

Was das für Menschen sind! klagt Semnon. Aber mit welch einem Rechte klagt er? Hätt' er, anstatt den Plan für seine eigene Erfindung auszugeben, gesagt: ich wußte sehr wohl, daß ich Euer Herrlichkeit in meinem Plane nichts sagen werde, das Ihnen nicht schon längst bekannt wäre. Ich habe blos diejenigen Erfahrungen, die Euer Herrlichkeit schon so oft werden gemacht haben, mühsam zusammengetragen, und, statt sich die anstößigen Stellen auszubitten, die Bereitwilligkeit gezeigt, sie auf hohen Befehl sogleich auszustreichen, mit der Versicherung; daß er sich die Anmerkungen seiner Herrlichkeit zum Nutzen machen wolle, so würden seine Herrlichkeit gewiß nichts ausgestrichen haben.

Aus

* * *

Aus diesen Beyspielen sieht man augenscheinlich, daß der Tugendhafte auch Klugheit besitzen müße, und ohne dieselbe die wenigsten gesellschaftlichen Tugenden ausgeübt werden können. Aber so wie die Tugend von der Klugheit begleitet werden muß, eben so muß die Tugend die Klugheit unterstützen. Denn ein Mensch, der keine Tugend, aber Klugheit besitzt, ist eben so unglücklich, als der, der Tugend, aber nicht Klugheit hat. Wenn alle Menschen tugendhaft wären, so bedürfte man keiner Klugheit. Aber da dieses nun einmal nicht ist, und man die Menschen immer, nicht so wie sie seyn sollen, sondern wie sie wirklich sind, beurtheilen muß, so muß man ihnen auch deßhalb Klugheit entgegenzusetzen wissen, und damit dasjenige gleichsam erzwingen, was uns sonst so schlechterdings die Menschen nicht leisten würden.

Eine der ersten Empfindungen des Menschen, die bey seinem Eintritte in die Welt sein Herz bewegen, ist die Liebe. Das Kind, das die Mutter ganz mit Küssen bedeckt, und an ihre Brust drückt, lächelt sie zärtlich an, und klagt durch Thränen

sei-

seinen Schmerz, da es ihren Armen entrissen wird. So wie es mehr Menschen kennen lernt, lernt es nur mehr Menschen lieben, — bis sich endlich seine Liebe über das ganze Menschengeschlecht ergießt. In der Gesellschaft des Menschen fühlt sich der Mensch; — fühlt seine Glückseligkeit. In der Einsamkeit ist er für sich eben das, was die Sonne wäre, würden ihre Strahlen durch die Luft nicht fortgepflanzt, und so auf mancherley Art gebrochen, daß sie ihre wohlthätige Wirksamkeit in die Planeten vermehrten. — „Ich würde, sagt Sterne *), wenn ich auch in einer Wüste wäre, auch in der Wüste etwas finden, das meine Neigung auf sich zöge. — Fände ich nichts bessers, so wollte ich sie auf einen Myrthenbaum heften, oder irgend eine melancholische Cypresse suchen, mit der ich mich einlassen könnte. — — Ich würde ihren Schatten besingen, und für ihren Schutz sie freundlichst grüssen. Meinen Namen schnitt' ich in ihre Rinde, und schwüre, die lieblichsten Bäume in der ganzen Wüste wären sie. Wenn ihre Blätter welkten, wollte ich mich zum Trauren ge-

*) Sieh empfindsame Reisen.

gewöhnen: und Freude jauchzete mit ihnen mein Herz, wenn sanfter Thau sie erquickte.“

Mit jedem neuen Freunde gewinnen wir die Hälfte des Lebens, — und wenn glücklich leben, seine angenehme Empfindungen vermehren heißt, so haben wir um so glücklicher gelebt, wenn wir auch an fremden Vergnügen Theil genommen haben. — Ich bedaure den Mann vom Herzen, der über die Freuden dieses Lebens hinweggieng, und in das einsame Grab eingeschlossen wird, ohne daß ihn die Thränen seiner Freunde begleiten. Er war so wenig für seine Glückseligkeit geschaffen, als er für das Vergnügen anderer war. O Freundschaft, seligste unserer Gefühle! welches Herz von Stahl hast du vielmals gerührt! Du beherrschest das Herz derer, die wir wilde und ungesittete Barbaren schelten *), und unter uns gesitteten Menschen wan=

*) In der Geschichte der Wilden findet man viele Beyspiele von der vollkommensten Freundschaft. Sie treiben ihre Großmuth auf einen unglaublichen Grad. Von den Cantabriern erzählt man, daß sie für ihre Freunde den Tod nicht fürchten. Auch Herr Hume merket an, daß in England in den rohesten Zeiten Freundschaft und Treue am meisten hervorglänzte.

wandelt nur dein Schatten. Eigennutz, Ehrgeiz und Wollust haben dich verdrängt, und schicken Bosheit, Neid und Grausamkeit dich überall zu verfolgen und zu verderben.

Die vollkommene Freundschaft kann nur bey der Tugend bestehen, und da kein Mensch vollkommen tugendhaft ist, so wird sie immer ein Wunsch des guten Herzens bleiben. Ein jeder Mensch hat aber doch einen gewissen Grad von Güte, der uns unsere Liebe abfodert; wir müssen uns aber gegen seine Fehler mit Klugheit waffnen, und so bestehet die Freundschaft in weiterer Bedeutung. Hier sind die nöthigsten Regeln der Klugheit, wie man sich bey der Wahl der Freunde, und ihrer Erhaltung betragen muß, daß wir unsere gemeinschaftliche Glückseligkeit befördern.

Man lerne zuerst die Menschen kennen, und wähle sie mit Verstand zu seinen Freunden; die Freundschaft, die der Zufall stiftet, zerstört er bald wieder.

Man sehe auf die Uebereinstimmung des Karakters. Die Mutter der Liebe ist die Gleichheit der Sitten *).

Zum

---

*) Qui funt viri boni, sagt Cicero, & nobis similes.

Zum Karakter rechnet man das Temperament, die herrschende Leidenschaft, die Nation, den Stand, das Alter, und den Grad des Verstandes, der den Vorurtheilen, und der herrschenden Leidenschaft entgegen arbeitet.

Man wähle tugendhafte Leute zu Freunden, denn Tugend muß der Grund seyn, worauf man die Freundschaft baut, wenn diese dauerhaft seyn soll.

Durch den öftern Umgang mit ungesitteten Leuten nimmt man ihre Fehler an.

Aus der Beschaffenheit der Freunde beurtheilet man den Menschen.

Wählt keinen Eigennützigen zu eurem Freunde; das wäre eben so viel, als bey dem Laster die Tugend suchen.

Der Ehrgeizige ist der Freundschaft unfähig. Er lebet nur für seine Leidenschaft.

Die Freundschaft setzt viele vereinigte Tugenden voraus. Euer Freund soll redlich, uneigennützig, großmüthig, verschwiegen, treu und offenherzig seyn.

Wählet keinen Freund, den ihr nicht wahrscheinlicher Weise glücklich machen könnt.

Habt ihr einen vernünftigen Mann zu euern Freund gemacht, so sey sein Rath das erste, womit er euch unterstützet.

Verlangt von euerm Freund nicht eine gänzliche Aufopferung, sonst müßt ihr ihn in Romanen suchen.

Derjenige wird die wenigsten Freunde finden, der nicht Verstand genug hat, sie zu wählen.

Es ist vernünftiger seine Freunde zu erhalten, als neue zu suchen.

Den besten, vertrautesten Freund brauche man nur in wichtigsten Angelegenheiten.

Seyd ihr nicht von der Tugend euers Freundes überzeugt, so vertraut ihm weniger, als er mißbrauchen könnte, wenn er euer Feind würde.

Nach größter Liebe folgt der größte Haß; aus den besten Freunden werden oft die größten Feinde.

Vereinigt euer Interesse mit dem Interesse euers Freundes. Hütet euch aber es widersprechend zu machen.

Reine Freundschaft ist in der Welt sehr selten; die meisten Verbindungen geschehen aus Eigennutz, und Ehrgeiz.

So groß ist in der Welt die Gewohnheit einander zu hintergehen, daß es kein

seliges

seliges Gefühl der Natur giebt, das man nicht zu niederträchtigen Absichten nachzuäffen sucht.

Im Umgange mit einem Sanquiniker hat man folgende Regel in Acht zu nehmen *):

In Ansehung seiner selbst:

a) Man vertraue ihm kein Geheimniß.

b) Man leihe ihm kein Geld, denn er ist ein schlechter Zahler.

c) Im Unglück kann man wohl auf seinen Beutel, aber nicht auf seine Mühe und Arbeit rechnen.

d) Man vertraue ihm nicht seine Liebe, sonst macht man ihn selbst zum Nebenbuhler.

In Ansehung des Sanquiniker:

a) Verberget Verdruß und Traurigkeit vor ihm, sonst wird er euch fliehen.

b) Man thue ihm Vorschläge, wie er ehrbar und bequem leben kann.

c) Man bemühe ihn nicht mit vieler Mühe und Arbeit.

*) Dieß sind die natürlichen Fehler des Temperaments, die man durch Vernunft verbessern kann, es ist also nicht nothwendig, daß man sie bey jedem Menschen nach seinem Temperamente finden muß.

d) Man sage ihm nichts von Sparsamkeit und genauem Leben.

e) Frauenzimmer dieses Temperaments sind meisten Buhldirnen.

Im Umgange mit einem Kolerischen beobachte man in Ansehung seiner selbst:

a) Man lasse sich mit ihm in keine heimlichen Anschläge ein, denn sie laufen meistentheils auf Unruhen und Aufruhr hinaus.

b) Liebt man den Frieden, so trinkt man mit ihm keinen Wein.

In Ansehung seiner:

a) Man sey gegen ihn höflich.

b) Man widerspreche ihm nicht geradezu.

c) In seiner Gegenwart lobe man Niemand zu sehr.

d) Man vermeide seine Wohlthaten, denn er prahlt gern damit.

Bey einem phlegmatischen Menschen lebt man friedsam; aber man nehme ihn nicht zum Gehilfen seiner Arbeit, sonst muß man doppelt arbeiten.

Will man sich aber bey ihm empfehlen, so gebe man ihm gut zu essen und trinken, gönne ihm die Ruhe, und ermahne ihn zu keiner Arbeit.

Ein Frauenzimmer von diesem Temperament ist eine nachläßige träge Hauswirthinn.

Bey einem Melancholischen ist zu merken:

a) Man kann einem solchen Menschen vor allen andern etwas Geheimes vertrauen.

b) Man erzürne ihn nicht, sein Zorn ist langsam, aber rachgierig.

c) Man hüte sich vor seinen Wohlthaten, denn er wirft sie einem wieder vor.

d) Will man ihn gewinnen, so zeige man sich sparsam, und begehre kein Geld von ihm.

e) Ein Frauenzimmer dieses Temperaments ist eine gute Haushälterinn, im Umgange aber nicht angenehm.

Licka.

Tief im Thale war eine kleine Hütte. Unbemerkt stand sie da unter dem Schatten prachtvoller Eichen, Moos deckte ihr Dach,

und Baumbart kräuselte sich an den Wänden hinauf.

In dieser Hütte lebte Alphons und Ceta, seine Gattinn. Fünfzig volle Jahre wohnten sie da; dienten der Gottheit und den Menschen. Alphons war glücklich, denn entfernt von der Bosheit der Städte genoß er die Seligkeit des Lebens an dem Busen seiner treuen Gattinn, und in den Armen seiner Kinder.

Ihre Hütte war klein, aber niedlich; ihre Kleidung arm, aber rein. Weisse Haare deckten Alphons Haupt; sein Auge war sanft, und seine Stirne ruhig, wie die Fläche des Sees an windstillen Abenden.

Nelsis hieß Alphonsens Sohn, und Licka seine Tochter. Nie hat des gefühlvollen Aug schönere Menschen, nie die Natur selbst edlere Kinder gesehen. Nelsis war das Ebenbild seines Vaters; Licka glich ihrer Mutter. Ein edles munteres Aug rollte unter der sanftesten der Menschenstirnen; aufmerksam war Nelsis Blick; nervigt sein Arm, wie der Zweig einer jungen Eiche, und schlank sein Wuchs, wie die Haselstaude an Alphons Hütte.

Licka war schön. Sie glich der schönsten der Rosen, die je der Frühling uns schenkte. Gut war ihr Auge — so ganz gut, wie das Auge der Wildtaube, wenn sie liebevoll auf dem höchsten der Bäume girrt, und mit zärtlichem Sehnen den Gatten sucht, den ihr Auge ängstlich vermisset. Nie verließ Licka ihre Mutter; nie Nelsis seinen Vater; Liebe und Eintracht vereinten sie immer; gemeinschaftlich genossen sie die Schätze des Lebens — den Werth der Freundschaft und Liebe. Licka war ein Mädchen von achtzehn Jahren; eben feyerte ihr Vater den Tag ihrer Geburt, und führte Licka'n zu der Linde, die er an dem Tage pflanzte, als sie zur Welt kam. Sieh, Licka, diese junge Linde, sie ist so alt, wie du. Als deine Mutter dich gebahr, pflanzte ich sie, und bat täglich den Himmel und die Gottheit um deine Erhaltung. Ich bin alt, Mädchen! und werde euch vielleicht bald verlassen. Wenn ich sterbe, so leget meinen Leichnam an diesen Ort; läßt meinen Grabhügel von diesen Bäumen umschatten, und feyert mein Andenken an dem Tage eurer Geburt. Sagt euch: diese Bäume, die nun seine Asche umschatten, die pflanzte Alphons, unser Vater,

sie sind schwesterlich mit uns verwandt, und sollen uns erinnern, unsern Vater nie zu vergessen. — — Vergessen! sagte Licka, und schlang ihre Arme um Alphons Schultern. Thränen träufelten aus ihren Augen herab, und netzten ihren Busen, wie kleine Silberbäche, die sich durch ein Feld von Lilien schlängeln, wenn ein Mayregen die Gegend benetzet.

Liebster, zärtlichster der Väter! sagte Licka, warum willst du uns verlassen? — Stirb nicht! lebe, so lang wir leben, und laß uns dann sämmtlich die dunkeln Wege des Grabes wandeln. Hat uns die Gottheit vereint, um uns zu trennen? Gab sie mir diese Gefühle, daß sie wohl je aufhören sollen? Mein Vater! du stirbst nicht — stirbst nicht ohne Licka. Meine Arme werden dich immer umfangen; meine Küsse werden deine kalten Lippen erwärmen; du mußt ewig mit mir leben — oder ich mit dir sterben. So sagte Licka, und Nelsis und seine Mutter eilten herbey, und verherrlichten diese Szene. Da umarmten sich Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Schwester und Bruder, und die kleinen Lindenbäume breiteten ihre segenvollen Zweige über sie aus, und mit den Strahlen der

Sonne

Sonne stieg der Segen des Allmächtigen über die frommen Sterblichen herab.

O wie schön sind die Tage der Unschuld für den Menschen! wie stille und heiter eilen die Rosenstunden sanfter Gefühle vorbey! Wie glücklich ist der Mensch, der im Zirkel von Wenigen wohnt, wo man der Tugend noch huldigt, die man in Städten gar nicht mehr kennt!

Lange — glücklich lebte Alphonsens Familie; allein welches Geschöpf ist hienieden nicht dem Wechsel unterworfen? — Alphons starb; auch starb Ceta seine Gattinn. Wie traurig war nun der Tag für Nelsis; wie trübe jede Stunde für Licka! Tagelang saßen sie auf dem Grabhügel ihrer Aeltern, und wenn das Thau am Morgen und am Abend die Fluren tränkte, netzten noch ihre Thränen die Erde, die Alphons und Cetas Leichen deckte.

Licka! sagte einst Nelsis, vergebens sind unsere Thränen; beleidigen könnten wir die Gottheit durch beständiges Grämen; er lebt ja noch der Vater — auch unsere Mutter lebt noch; aber jenseits in einer weit schönern Gegend; auch wir, Licka! werden sie dort wieder sehen; laß uns also die Stunden des Lebens genießen, die

uns Gott gab, und herrlichen wir das Andenken unsrer Aeltern durch Gutesthun.

Licka umarmte ihren Bruder Nelsis; ihr Haupt stützte sie auf seine Schultern, ihr Busen schlug mächtig, ihr Blick war zum Himmel gewandt, und die Sonne spiegelte sich in der Thräne, die in Lickas Auge zitterte.

Nach und nach verwandelte sich Nelsis und Lickas Schmerz in sanftere Wehmuth; sie lebten einsam in ihrer Hütte, und thaten Gutes. Es gieng kein Abend vorüber, an dem nicht Nelsis einen Fremdling auf der Strasse suchte, und ihm sein gastfreyes Lager anbot. Die Sonne bescheinte selten Nelsis Hütte, ohne daß sie nicht auch einen Elenden bescheinte, welchen Licka pflegte. Licka besaß verschiedene Kenntnisse von heilenden Kräutern; ihr Vater Alphons theilte sie ihr mit, und Licka gebrauchte dieses Geschenk zum Wohl ihrer Mitmenschen.

Eines Tages saß Licka aufmerksam unter einer Haselstaude, und starr heftete sie ihr Aug auf den benachbarten Weidenbaum. Die Nachtigall baute dort ihr Nest für ihre Jungen; emsig arbeitete sie an dem Gebäude ihrer Liebe, und mit seinem zarten

Schnäbelchen lohnte sie ihr Gatte oft mit den zärtlichsten der Küsse. Wenn die Sonne am Horizont aufgieng, so sangen sie schon, und feyerten durch ihr Lied die heiligen Stunden der Morgenröthe, und spät am Abend ertönte noch ihr Lied in der Gegend, wenn der Mond über den Feldern glänzte mit seinem silbernen Antlitz. Licka besuchte täglich diesen Ort, und sie sah, hörte, fühlte so unendlich viel, als es ihr Herz nie zu erklären vermochte. Ein sanftes Gefühl stieg in ihrer Seele auf, und ihr Herz fühlte im Dunkeln die ersten Eindrücke der Liebe. Seit diesem Augenblick wandelte sie gern einsam in melancholischen Gebüschen; sie suchte steile Felsen auf, und schwarze Tannen; hörte stundenlang dem Geräusche der Bäche zu, die sich schäumend über die Klippen herabstürzten.

Nelsis merkte wohl, was seiner guten Licka fehlte, denn gleiche Bewegungen giengen auch in seinem Herzen vor. Du liebst, Licka! sagte Nelsis — du liebst. Schäme dich nicht, es deinem Bruder zu gestehen; ich liebe auch. — Auch du liebst? erwiederte Licka.

Nels. Ja! das herrlichste der Mädchen. Sie kömmt schier täglich in diese

Ge=

Gegend; ich sprach sie zwar noch nicht, aber sie ist schön, und ihr Aug ist gut.

Licka. Und ich, Nelsis! liebe den schönsten der Jünglinge. Er ist schlank, wie eine Rebe, und auf seiner Stirne sitzt Gutheit, wie auf der deinen. Ich sprach ihn zwar noch nicht, aber täglich seh' ich ihn, und gehe ihm nach. Er kömmt oft in diese Gegend.

So unterhielten sich Licka und Nelsis bis spät in die Nacht, und träumten von der Glückseligkeit ihrer künftigen Tage. Unbekannt mit der Welt, und erzogen in der Einsamkeit, kannten sie die Menschen nicht, und beurtheilten das ganze Menschengeschlecht nach ihrem unschuldigen, redlichen Herzen.

Lileton hieß der Jüngling, den Licka sah, den sie liebte. Er war vom Adel, und kam öfters auf der Jagd in die Gegend, wo Licka wohnte. Fanny war seine Schwester; die begleitete oft ihren Bruder, und Nelsis sah sie, und liebte.

Wie edler ein Mensch erzogen ist; wie feiners Gefühl er hat, wie edlere Grundsätze er hegt, desto gefährlicher ist die Liebe für ihn, wenn er nicht einen erfahrnen Freund, einen weisen Vertrauten hat. Der

erste

erste Anblick eines holden Geschöpfes ist für ihn schon Gefahr; alles macht Eindruck auf sein biegsames Herz; seine Imagination erhöht den Gegenstand seiner Liebe, legt ihm Eigenschaften, Grössen und Tugenden bey, die er nicht hat; beurtheilt diesen Gegenstand ganz nach seinem Herzen; dichtet ihm alles Edle, alles Erhabene im höchsten Grade zu, und betrügt sich manchmal erbärmlich.

So gieng es der guten Licka; so dem armen Nelsis.

Die ersten Täuschungen der Liebe sind, daß wir glauben, daß der Gegenstand unsrer Liebe uns auch wieder lieben müsse, wenn wir lieben. Wir dichten den nämlichen Grad der Liebe und des Gefühls, den wir empfinden, auch unserm Gegenstand zu. Unsere Aufrichtigkeit, unsern Hang; und alles das mit der größten Ueberspannung. Daher kömmt es, wenn eine lange Ueberzeugung uns die Binde vom Auge reisset, daß die Liebe bey guten Herzen sich in Verzweiflung; und bey unedlern in Haß verwandelt.

Das größte Geschenk der Glückseligkeit, das die Gottheit dem Menschen gab, ist die Liebe; aber selten findet man dieses

ses Geschenke der Glückseligkeit in den Städten; nur auf dem einsamen Dorfe, in der niedrigen Hütte, im abgelegenen Thale findet sich dort und da ein Herz, das fähig zur Liebe ist. Das, was man bey uns Liebe nennt, ist Sinnlichkeit, nicht Liebe; ein wollüstiges Herz ist nie der Liebe fähig.

Ach! wie traurig ist es für den Mann von wahrem Gefühle, wenn er seinen Blick auf die Menge der Mädchen wirft; wenn er mit einem forschenden Auge in das Innerste ihrer Seele dringt, und den Leichtsinn ihres Karakters entwickelt. Da ist nun eine Menge von holden Gesichtern, gebaut von der Natur zum Gefallen, und erschaffen zur Liebe; aber aus dieser Menge von Grazien — wo findest du das Herz der Freundinn — wo den Karakter eines zärtlichen Weibes — einer vernünftigen Gattinn? — Eitelkeit ist alles, was sie erfüllt. Für Puz und Tändeley vertauschen sie die wahren Schönheiten der Seele — das gute, unschuldige Herz. Gewohnt jedem zu gefallen, kennen sie die wahre Art nicht zu gefallen, glauben jede Schmeicheley, jede Lüge des Verführers, und ihre Selbstliebe macht oft das schönste Geschöpf zum Opfer der Wollust.

So

So sind die Töchter unsers Jahrhunderts, wenige ausgenommen, und doch verdienen sie deine Verachtung nicht, Menschenfreund! sondern dein Erbarmen. Wirf einen einzigen Blick zurück auf das Mannsvolk, und lerne aus ihren Handlungen die Abscheulichkeit kennen, mit der die meisten das Frauenzimmer behandeln.

Beständige Lüge ist auf den Lippen der Männer; sie vergöttern die Narrheit, und bauen der Thorheit des Weibsvolks Altäre. Stärker als jene bemächtigen sich diese ganz ihrer schwachen Seite, ihrer Selbstliebe, und dann, wann sie das erreicht haben, was der Wollüstling will — verachten sie das Geschöpf, das sie entehrt haben, und frohlocken über den Triumph ihrer List.

Ich zittere für den Vater, der Töchter hat, und weine manchmal eine Thräne bey dem Anblick eines guten Mädchens. Nun keimst du auf, denke ich mir, holdes Geschöpf! nun keimst du auf, wie eine Blume, unbekannt mit den Gefahren der Welt; beurtheilst die Männer nach deinen sanften Gefühlen. Du fühlst den Trieb der Liebe, und rein ist der erste Funke in dir. Der Jüngling, der nach dir blickt,

den dein Antlitz reizt, nähert sich dir, und Verstellung larvet sein Gesicht; er spricht, und du horchest; er schwört, und du glaubst — — soll denn die Unschuld der Liebe nicht glauben? — Selige Träume wiegen dich in den Armen des Jünglings, und nun erwachst du — — erwachest zum Elend, und lernest durch traurige Erfahrung, daß du die Betrogene bist. — — O Elend der Menschen! — welche Stuffen von Grösse hast du erreicht! — —

Lileton war unter der Classe der Menschen, die kein Herz zur Liebe, kein Gefühl zur Freundschaft, sondern nur Sinne zum Genuß haben. Er sah das Mädchen, und tausend zärtliche Worte strömten aus seinem Munde. Licka, die in ihres Vaters Hütte nie eine Lüge hörte, zweifelte auch nicht, daß Liletons Versicherungen Wahrheit wären. Er liebt mich, sagte sie! er hat es mir bey der Gottheit geschworen, und würde er wohl das thun, wenn er nicht alles das fühlte, was er mir sagte? — O wie glücklich werde ich seyn! — — So träumte die arme Licka.

Fanny, Liletons Schwester, war ein Weib nach der Mode. Sie hatte den würdigsten Gatten, den sie aber täglich betrog,

und

und war immer von Hausfreunden umgeben. Fanny begleitete ihren Bruder oft auf die Jagd; denn Lileton war ihr Vertrauter, wie Fanny seine Vertraute war. Sie sah Nelsis, einen schönen, muntern Jungen; und ihr geiles Aug lüsterte nach dem Jüngling. Bald sah sie, wie unschuldig er war, und nun war ihr Vergnügen am größten. Bruder! sagte sie, wir wollen uns den herrlichsten Spaß über dieses Menschenpaar machen. Meine Plane sind entworfen — Lileton! wir wollen sie ausführen.

Lileton besuchte täglich seine Licka; seine Sprache war die Sprache der Liebe, und sein Gefühl schien das Gefühl der Zärtlichkeit für sein Mädchen zu seyn. Ich lebe ganz für dich, Licka! sagte er oft, und welche selige Tage wollen wir genießen, wenn ich einst ganz dein bin.

Licka. Ganz mein? — Lileton! wie wird aber das wohl seyn können? Werden es deine Aeltern wohl zugeben?

Lileton. Ich habe keine Aeltern mehr, meine Beste! und bin Herr über mich selbst. Mein Gedanke war von jeher, ein gutes Mädchen zu suchen; der Himmel hörte mein Flehen, und ich fand dich, Licka! al-

les will ich deinetwegen verlassen, Licka! ich will zu dir, und in deiner Hütte wollen wir glücklich seyn.

Licka. Du willst das, Lileton!

Lileton. Der Himmel weiß es, daß ich es will; du bist mein, Licka! und nichts soll mich von meiner Besten mehr trennen.

Da nahm Licka Liletons Hand, und führte ihn zum Grabhügel ihres Vaters. Da, sagte sie, da wiederhole mir, was du sagtest. Lileton schwor, und Licka überließ sich nun ganz ihrem Gatten.

Der Abend stieg in die Thäler herab, als Lileton den letzten Abschiedskuß auf Lickas Wangen drückte. Morgen sehen wir uns wieder, sagte er, und dann sind wir auf ewig vereint.

Niemand war nun glücklicher als Licka; sie erwartete mit Ungeduld ihren Bruder; allein es war schon spät, und ihr Bruder kam nicht. Zärtliche Sorgen stiegen in Lickas Seele auf; ängstlich durchstreifte sie den Hain, doch Nelsis kam nicht.

Die Nacht war trübe; der Mond schien düstern durch die hohen Tannenbäume auf Lickas Hütte. Traurig jammerte die Nachtigall, denn der Uhu raubte der nächtlichen Sängerinn ihre Jungen. Licka wurde

immer

immer unruhiger; traurige Ahndungen füllten ihr Herz. Schlaflos durchstreifte sie nochmal die Gegend, bis sie endlich wieder auf ihres Vaters Grab zurückkehrte, entkräftet auf den Todtenhügel sank, und einschlummerte.

Schlummere, gutes Mädchen! schlummre zum letztenmal den ruhigen Schlaf der Unschuld. Noch kanntest du die Menschen nicht; noch wußtest du nicht, daß sie fürchterlicher als Tieger sind. Schlummre, und träume dir Glückseligkeiten, die die Welt nicht kennt; deine Phantasie führe dich in die Arme der Zärtlichkeit und der Liebe; aber erwache nicht, und fühle nicht, wie vieles in der Welt Täuschung ist.

Der Morgen grauete am Himmel, und Licka lag noch ausgestreckt über den Grabhügel. Allmählig stieg die Sonne hinter den Bergen hervor, und erweckte die Sängerinn des Waldes zu neuen Concerten. Licka erwachte; schüchtern sah sie um sich her, und der Morgen schien ihr weder reizend noch schön. Ihr zärtliches Herz schlug sorgvoll für ihren Nelsis. Gott! rief sie auf, wenn doch Lileton hier wäre; — ich wollte ihm meinen Kummer klagen; er würde Theil an meinem Schmerze nehmen,

er würde mir meinen Nelsis wieder geben. — — So träumte Licka; so härmte sie sich vergebens, denn auch Lileton kam nicht mehr.

Nie fühlet der Mensch mehr den Hang zur Freundschaft und Liebe, als in den trüben Stunden des menschlichen Elendes. Da, wo Gram unser Herz durchwühlt, Kummer unsre Seele foltert, da sehnt sich unser Geist nach einem theilnehmenden Geschöpfe. Wie erleichtert fühlt sich der Mensch im äussersten Elende, wenn es ihm vergönnt ist, seine Arme um den Hals eines Freundes zu schlingen, oder wenn er an dem Busen einer Geliebten weinen kann. Sanfter fließt die Thräne von der Wange, die in den Schoos des Freundes fällt; minder schmerzend ist die Quaal in unsrer Seele, wenn sanftes Theilnehmen die Klagen des Schmerzes von unsern Lippen küßt.

O Gottheit! wie gütig warst du! — Alle diese Seligkeiten legtest du in das Herz des Menschen — — ja du legtest sie in ihn, um die Tage der Trübsal zu erleichtern; aber wenige Menschen sind aufgelegt zu diesen seligen Gefühlen. Der Tieger eilt ängstlich herbey bey dem Geheul des leidenden Tiegers; der Wolf leckt die Thräne

im

im Todeskampfe aus den Augen des Wolfes; nur der Mensch — gewöhnt an das Unglück seiner Brüder — stählet sein Herz gegen die Eindrücke menschlicher Empfindungen. Ich sah Auftritte im menschlichen Leben, daß mein Herz noch zurückschaudert; und fühlte selbst Begegnungen, bey derer Erinnerung meine Seele noch blutet.

Alles hat grossen Werth in den Wohnplätzen der Verschwendung, in den Häusern der Ameis-Räuber — — in den Städten; alles hat grossen Werth, nur der Mensch hat keinen. Ein Geschöpf mehr, oder weniger, was heißt das unter der Menge, wo nur jeder auf sich selbst denkt? — Ich höre die grause Stimme des Reichthums: räumt die Elenden aus dem Wege, ruft er, damit ihr Gewinsel nicht die Lustbarkeiten unsrer Palläste störe.

Licka kannte dieses alles noch nicht; wußte noch nicht, wie erniedrigt unter dem Joche des Stolzes die Menschheit seufzt, und war bisher immer glücklich im Schoose unschuldiger Freuden der Natur. Seit Nelsis und Liletons Abwesenheit fühlte sie traurige Ahndungen; zweifelnd und schüchtern wußte sie noch nicht, wozu sie sich entschließen

schließen sollte. Sie wuße nicht, wo Lileton wohnte; denn sorgfältig verschwieg er ihr seinen Stand und sein Wohnort. Jeden Abend, jeden Morgen suchte Licka ihren Bruder, ihren Geliebten — vergebens schrie sie, Nelsis! vergebens rief sie, Lileton! ausser dem traurigen Widerhall hörte sie keine menschliche Stimme in der Gegend. Sechs volle Monate waren vorüber, seitdem Licka über Nelsis und Liletons Abwesenheit klagte; noch mehr vermehrte sich ihr Schmerz, als sie ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen fühlte.

Traurig verschwanden die Stunden für Licka; Tagelang weinte sie auf Alphons Grab, und umarmte die Lindenbäume, die mit ihr aufwuchsen. Manchmal besuchte sie einen erhabenen Ort in der Gegend, von dem sie die Fläche des Landes weit umher übersah, und glaubte ihren Nelsis, und ihren Geliebten wieder zu sehen.

Eines Tages, als Licka auf dieser Anhöhe saß, hörte sie ein Getümmel in Thale; Waldhörner ertönten in der Gegend; das Gebelle der Hunde, und Wiehern der Rosse machte sie aufmerksam; eilends verließ sie den Ort, wo sie saß, und geflügelt von Hoffnung und Liebe floh sie ins

Thal.

Thal. Da horchte sie wieder, das Getümmel war ferner, und der Lärm verlohr sich in Wald. Licka stand noch, und horchte, als ein ermüdeter Hirsch athemlos gegen Licka kam, und zu ihren Füssen stürzte. Mitleidflehend wandte er seinen Blick gen Licka. Licka schmeichelte dem Thier, und trocknete mit ihrer Hand die Todesthränen aus seinem sterbenden Auge. Was will das? sagte sie, wer hat dich, gutes Thier! so grausam verfolgt? — Licka weinte, ohne zu wissen warum.

Das gute Mädchen pflückte Laub von den Bäumen, und brachte es in der Schürze dem sterbenden Thier zur Erquickung. Unweit war eine Quelle; sehnsuchtsvoll warf das Thier seine Blicke hin, aber es konnte seinen ermüdeten Körper kaum mehr schleppen. Licka brachte ihm Wasser zur Labung. Das Thier erholte sich wieder, und allgemach näherte es sich, geführt von dem guten Mädchen, der Quelle. Ruhe nun, sagte Licka, und erhole dich. Ich will dir einsweilen Laub pflücken. Licka verließ das leidende Thier, und suchte den schönsten der Bäume.

Wie erstaunte aber Licka, als sie zurück kam, da lag das sterbende Thier, von

Jä-

Jägern umrungen. In der Ferne sah Licka den blinkenden Stahl; ein Jüngling zückte ihn gegen das Thier, und stieß ihn tief in die Eingeweide. Der Hirsch röchelte noch, als Licka herbey kam, und sein sterbender Blick war Danksagung für die Wohlthat des Mädchens.

Wer bist du, Grausamer; fieng Licka an, der du die Rechte der Gastfreyheit so entheiligst? Welche Rechte hast du auf das Leben dieses Thiers? — Treibt dich der Hunger zu tödten, so tödte, aber laß nicht leiden. Hier stellte sie sich vor den sterbenden Hirschen, und ihr Auge funkelte voll edlen Unwillens. Erstaunt war der Jüngling an der Seltenheit dieses Mädchens, und schüchtern trat er zurück, und fand keine Worte, um zu sprechen. Du schweigst, sagte Licka, weil du keine Worte zu deiner Vertheidigung findest. Grausamer! was heißt dich morden? Du bist nicht arm; deine Kleidung verräth es, daß du wohlhabend bist; auch scheinst du nicht, daß dich je der Hunger geplagt hat; und warum würgtest du denn? — Würgst du zur Lust? So entweihe diese Gegend nicht durch deine Fußtritte, denn diesen Hain hat noch nie ein Raubthier entheiligt. Zur

Lust

Lust konntest du tödten? — Wäre es möglich? — O so will ich mich vor deinem Antlitz verbergen, daß dein Blick mich nicht tödte. O Lileton! zu solchen Thaten bist du nicht aufgelegt. Hier sank Licka auf das röchelnde Thier, und ein Strom von Thränen netzte ihre Wangen.

Lileton! wiederholte der Fremde; Unglückliche! kennst du ihn? — Ob ich ihn kenne? rief Licka auf, ob ich ihn kenne? — ihn — meinen Gemahl — den Geliebten meines Herzens! — — weißt du, wo er ist, so gieb mir ihn zurück — zurück, wenn du je weißt, was Liebe ist; oder führe mich hin — dorthin, wo er ist. Durch Dörner und Gebüsche will ich dir folgen, wenn ich nur den Geliebten meiner Seele wieder sehe. — —

Thörichte! sagte der Jüngling, du hast den Verstand verlohren. Wie! Lileton ist dein Gemahl, er, der meiner Schwester Bräutigam ist? —

Unseliger! was sagst du? erwiederte Licka. Sieh mir ins Auge, Jüngling! und redest du wahr, so tödte mich; — aber rede nicht weiter! — Seufzer erstickten Lickas Worte; mit ausgestreckten Armen warf sie sich an des Jünglings Hals,

und

und weinte bittere Thränen. Melin stieß die Unglückliche von sich. Sie ist eine Närrinn, rief er, und schwang sich wieder auf sein Pferd, und eilte mit seinen Jägern und Hunden nach der Burg. Licka lag ausgestreckt neben dem erlegten Hirschen; das Blut, das aus seiner Wunde floß, röthete den Busen des Mädchens. — — Wie gräßlich ist diese Szene! mich däucht, ich sehe sie. Hilfe! Hilfe! Ist denn niemand in dieser Einöde, der sich des armen Mädchens erbarmt? — Hilfe! Melin! Hilfe! wenn noch Menschlichkeit in deinem Herzen ist. — Vergebens! Melin ist schon weit fort. Was weiß Melin von Menschlichkeit? — Erzogen im Schoose des Ueberflusses, erkennen die Reichen selten, was wahres Mitleiden ist. Gewohnt, daß jedes Geschöpf zu ihren Füßsen kriecht, dünken sie sich Götter der Erde, und sehen andere arme Wesen als Insekten an, die sie ungescheut zertreten können. Man muß selbst gelitten haben, wenn man wissen will, was Leiden ist. Der, der im Schoose des Ueberflusses erwuchs, den das wohlthätige Unglück nie zu weichern Empfindungen stimmte; der, dem nie eigner Schmerz eine Thräne aus dem

Auge trieb, der wird selten bey dem Leiden seiner Brüder weinen. Es ist unglaublich, auf welchen Grad von Unempfindlichkeit der Mensch fähig ist, sein Gefühl zu verhärten. Ich kenne Menschen, die gar nichts rührt, die an nichts Theil nehmen — Wesen, die in Menschenbildung herumgehen, und deren Seele grausamer als die Tiegerseele ist. Bey dieser traurigen Erfahrung möchte das Herz des Gutdenkenden bluten; man möchte sich in eine Höhle, in eine Einöde wünschen, um von solchen Geschöpfen weit entfernt zu seyn.

Die dunkle Nacht streckte ihren Szepter über die Erde, und Gute und Böse schlummerten unter der Herrschaft des Schlafes, der seine grauen Fittige über die Halbkugel breitete. Lileton lag auf seinem goldnen Lager, und träumte von der Gunst der Liebe in den Armen seiner künftigen Braut, und dachte auf die unglückliche Licka nicht mehr.

Licka brachte die Nacht in Thränen zu, und immer glaubte sie, daß das Bild ihres Geliebten sie umschwebe. Oft erhob sie sich, und wollte dieses Schattenbild umarmen; oft streckte sie ihre Arme nach ihm aus; aber bald sank sie wieder zurück, und

ent-

entkräftet lag sie da, als ein Opfer des Grams und des Schmerzens.

Binnen der Zeit, als dieß alles der guten Licka begegnete, schmachtete Nelsis im Kerker, und erwartete das Urtheil des Todes. Die boshafte Fanny, die längst ihres Gatten überdrüßig war, mißbrauchte Nelsis aufrichtiges Herz. Nelsis liebte seine Fanny unaussprechlich. Fanny gab vor, daß sie ein unverheyrathetes Mädchen wäre, daß sie Nelsis liebe, daß sie mit ihm das Glück seiner Tage theilen, mit ihm auf dem Lande in den Armen der Unschuld und der Ruhe leben werde. Der leichtgläubige, unerfahrne Jüngling zweifelte nicht an Fannys Betheuerungen, und träumte sich schon die seligsten Tage seines Glückes. O Fanny! sagte er oft, ach! wenn mein Vater noch lebte, wie glücklich würde er seyn, wenn ihm Nelsis so ein gutes Mädchen zur Schwiegertochter brächte, wie du bist! Thränen fielen aus Nelsis Auge, als er von seinem Vater sprach, und da Fanny sah, daß Nelsis Herz ganz in Bewegung von zärtlichem Gefühle und kindlichem Schmerze war, gebrauchte sie List, ihr Vorhaben zu vollenden. Sie grif leise nach Nelsis Hand, drückte sie an ihren

ren Busen, sah starr zum Himmel, und seufzte.

Was fehlt dir, Fanny! sagte Nelsis, was geht in dir vor?

Gott! Die Erinnerung an deinen Vater erinnert mich auch an meinigen, den ich so sehr liebte, und der so unglücklich starb.

Nelsis. Unglücklich starb — —

Fanny. Ja, Nelsis! er wurde ermordet.

Nelsis. Ermordet! — und von wem?

Fanny. Von einem grausamen, abscheulichen Menschen, der mich zum Weib haben wollte, und der meinen Vater mordete, weil er es nicht zugab.

Nelsis. Wo ist er? Laß mich ihn aufsuchen, daß ich ihn auch morde.

Fanny. Nein, Nelsis! laß die Rache dem Himmel über; es könnte dir mißlingen, du könntest unterliegen — — und was würde aus deiner Fanny werden! —

Nelsis. Gutes Mädchen! — —

Nelsis schlang seinen Arm um Fannys Hals, und sein Herz pochte stärker als jemals. Die böse Fanny wußte sich jeden Augenblick zu Nutze zu machen. — Nelsis! rief sie, o Nelsis! was habe ich gethan! —

Nelsis. Sag!

Fanny. Ich Unglückliche!

Nelsis. Rede! du bringst mich in Verzweiflung.

Fanny. Ich kann nie die Deine seyn.

Nelsis. Bey den Göttern! rede! du tödtest mich.

Fanny. Ich schwur — —

Nelsis. Was?

Fanny. Nur dem meine Hand zu geben, der mich an dem Mörder meines Vaters rächen würde.

Nelsis. Das schwurst du? — Gut! — dein Nelsis wird dich rächen. Du sollst sehen, Fanny! wie stark die Liebe ist.

Fanny. Aber dein theures Leben —

Nelsis. Was wäre mir mein Leben ohne dir. Ich bin bestimmt, dich zu rächen — ich fühle es, mein Busen schlägt — zeig mir ihn den Mörder deines Vaters, daß ich ihn auch morde.

Fanny. Nun sehe ich, daß du mich liebst, Nelsis! komm mit mir an die Burg, wo ich wohne, da sollst du ihn finden, und die That vollenden, die du unternimmst.

Fanny führte den armen Nelsis an die Burg, sie versteckte ihn in einer Laube im Garten, die zu ihrem Wohnzimmer führte.

Da warte, sagte sie, und nach Mitternacht werd' ich hinüber gehen, und den, der mir folgt — den morde.

Nelsis wartete; sein Herz pochte; Schauder durchströmte oft seine Glieder bey dem Gedanken des Mordes. Oft wollte er den Dolch von sich werfen; doch der Gedanke, Fanny auf ewig zu verlieren, der Gedanke ihren Vater zu rächen, hielt ihn wieder zurück, und bestärkte ihn in seinem Entschluß.

Die Mitternacht rückte heran. Noch nie war Fanny mit ihrem Gemahl so zärtlich als diesen Abend. Sie schmausten bis zur bestimmten Stunde des Mordes, und Fanny trank ihrem Gemahl noch auf Gesundheit zu, als sie ihn zum Tode führte.

Die Nacht ist schön, sagte sie, wir wollen im Gartenhause schlafen. Ich will wohl, erwiederte ihr Gemahl.

Fanny. Ich eile, Lieber! und erwarte dich dort mit Ungeduld. — Da umarmte Fanny ihren Gemahl, und kein Kuß der Liebe strömte feuriger von ihren Lippen, als dieser Kuß des Mordes. — Sie gieng. In der Laube horchte Nelsis auf die leisen Schritte. Bist du es? Fanny! rief er.

Ich

Ich bins, erwiederte sie: der Mörder folgt — räche mich, Geliebter!

Ohne Verdacht folgte der gute Gemahl seiner Mörderinn. Schon war er der Laube nahe; Nelsis sah mit starrem Blick nach ihm, fiel ihn an, und stieß ihm den Dolch ins Herz.

Er schrie, röchelte, und starb. Dem Himmel sey Dank! rief Nelsis, Fanny ist gerächt. Abscheulicher Mörder! koste nun selbst, was Morden ist! — — Bey dem Geschrey des Grafen eilten die Diener herbey, und bemächtigten sich des unglücklichen Nelsis, der noch bewaffnet mit dem blutenden Dolche dastand. Was wollt ihr? schrie Nelsis; ich habe Fanny gerächet — habe einen Mörder getödtet, der Fannys Vater = Mörder war.

Das sind Ausflüchten, erwiederte man; der gute Graf war es — ein Mörder, ein Strassenräuber bist du — ein Bösewicht! — Fanny eilte auch herbey, und mit zerstreuten Haaren warf sie sich auf die Leiche ihres Gatten, und heulte zum Himmel, wie eine Rasende. Wo ist der böse Mörder, schrie sie, daß man ihn in Kerker bringe. In Kerker! sagte Nelsis; Kennst du mich nicht mehr, Fanny? — Ich dich

kennen, Abschaum der Menschheit! — Woher sollt' ich dich kennen? Nie sah mein Auge dich, grausames Geschöpf! nie sprach mein Mund mit dir, boshafter Mörder! — entfernt von mir diesen Bösewicht, ich kann seinen Anblick nicht ertragen.

Nelsis wollte reden, aber man ließ ihm nicht mehr Zeit; er wurde fort in Kerker geschleppt, und drey Tage darauf zum Tode verurtheilt. Schrecklich waren für ihn die Stunden, die er in diesem Wohnorte zubrachte. Wo bin ich! rief er, und wer hat mich in diesen Abgrund des Jammers gestürzt? O Fanny! Fanny! sollt es möglich seyn, daß du in solchem Grade böse wärest? — — Fanny! du, holdes Geschöpf — du sollst deinen Nelsis verlassen — sollst ihn betrogen haben? — Wenn du betrügen kannst — Gott! wem wird sich der Mensch anvertrauen können. — Nach seinem Verhör erfuhr Nelsis, daß der Ermordete Fannys Gatte war. Ohnmächtig sank er zu Boden bey dieser Nachricht. Er, ihr Gemahl! rief er, welche Abscheulichkeit! — Wie bin ich hintergangen! — O Licka! o meine Schwester! — auch dich wird Lileton betrogen haben, denn er ist Fannys Bruder. O Himmel! hätte ich

doch nie meine Hütte verlassen, hätte ich mich nie unter Menschen gewagt, wie glücklich wäre ich gewesen! — — Der Richter, der zu jeder Entschuldigung des armen Nelsis taub war, verurtheilte ihn als einen Mörder zum Tode.

Man eröfnete Nelsis sein Urtheil: ruhig hörte ers an, und eilte hastig zum Tode. Oft rief er zum Himmel: Götter! erbarmt euch meiner Licka, und verzeiht der grausamen Fanny. Fanny! — Licka! — waren seine letzten Worte, die er aussprach, und des Henkers Schwert trennte sein Haupt vom Rumpfe.

Nelsis Körper wurde aufs Rad geflochten, und keine Thräne floß für ihn aus dem Auge des gaffenden Pöbels — aus dem Auge des Wanderers; jeder, der vorübergieng, fluchte seiner Leiche, und verwünschte den Mörder, dessen Unschuld er nicht kannte.

Sechs volle Monate waren vorüber, seit Nelsis Tode, als die arme Licka sich entschloß, ihre Hütte zu verlassen, und ihren Bruder und Lileton, wo sie immer seyn möchten, aufzusuchen.

Erschöpft und ermüdet kam sie an die Burg, unwissend, daß diese der Wohnort

ihres Geliebten war. Ganz entkräftet sank sie auf eine marmorne Schwelle hin, und staunte diesen grossen Pallast an. Gähling hörte sie ein Freudengeschrey; Musik ertönte im Pallast. Es lebe Lileton und seine Braut! war das allgemeine Geschrey, das alle zuriefen. Hastig erhob sich Licka bey Liletons Namen, und mit matten Schritten gleitete sie durch den Marmorsäulengang bis in den Saal, wo Lileton an der Seite seiner Braut beym Hochzeitschmause saß.

Licka war erstaunt über die Pracht, die da herrschte. Die Menge der Gäste, die Niedlichkeit der Gerichte setzten sie ganz in Bewunderung, und der Schimmer des Geschmuckes, die silber = und goldenen Gefässe, die Menge der prächtigen Kleider blendeten einige Augenblicke ihr Aug, das an solche Seltenheiten nicht gewöhnt war. Licka sah, und erstaunte; bald aber wandte sie ihren Blick von dem blendenden Schimmer, und ihr Aug suchte unter der Menge ihren Geliebten. Er saß an der Seite seiner Braut; Licka sah aufmerksam nach dem Mädchen, die Lileton zur Rechten war. Gott! rief Licka auf, was seh ich! — So ist es denn wahr, daß mich Lileton vergaß? — — Diese, diese dort ver-

drängt also die arme Licka aus Liletons Herzen! — — Hier konnte sie den Anblick von Liletons Geliebten nicht mehr aushalten, schüchtern zog sie sich unter der Menge der Leute zurück, die den prächtigen Saal anfüllten, und die Zuseher, die Bewunderer der Pracht waren.

Nichts hat in der Welt einen wahren Werth — nichts, als die Tugend, alles andere hat seinen Werth nur in unsrer Einbildung. Grösse, Stolz, Ehre sind meistentheils Kinder unsrer Imagination, und unterscheiden sich nur durch die Verschiedenheit ihrer Bildung. Die, die der Tugend ähnlicher sind, sind schöner, edler; die der Tugend unähnlich sind, sind entstellte Geburten. Wir bewundern die Pracht, den Reichthum der Grossen, und der Grosse wird darauf stolz, da seine Selbstliebe den Weihrauch seinen Verdiensten zueignet, den die Schwäche unsrer Denkart seinen Thorheiten streut. Es giebt keine Grösse ohne Tugend; nur der ist groß, den der Edle seiner Achtung würdig hält. Der Mensch gleicht einem Künstler; er ist groß, wenn ihn die wenigen Kenner der Kunst bewundern; er ist nicht groß durch den Zuruf von unbedeutenden Thoren.

Wenn

Wenn Scheelsucht wider dich und Bosheit tobt,
so sollst du nicht dem Tadel weichen;
doch Freund! sobald der Narr dich lobt,
so ist es Zeit, dein Tagwerk auszustreichen.

Der gute Mensch kann wenigen gefallen;
mit diesem stimmt ja die Erfahrung ein.
Nothwendig müssen unter allen
der Narren mehr als Weise seyn.

Nur der ist groß, der seine Grösse
in seiner edlen Seele fühlt.
Kein golden Kleid verdeckt die Blösse,
wenn es Unwürdige umhüllt.

Sieh Menschen mit gesunden Augen,
nimm ihnen Rang, Geburt und Stand;
und frag' dich, ob sie dennoch taugen;
dann gieb dem Edlen deine Hand.

Der Schimmer blendet nur den Narren,
den Pöbel und ein tändelnd Kind;
Der Mann, der je die Welt erfahren,
kennt, was des Lebens Schätze sind.

Die Liebe jedem Menschen zeigen,
den Feinden wissen zu verzeihn,
sich nie vor einem Schurken beugen,
sich treu dem Land und seinem Fürsten weihn,
das heiß ich groß und edel seyn.

Ja! das ist allein groß, arme Licka! das ist allein edel; aber wo sind die wenigen Menschen, die diese Grösse zu schätzen wissen? — Armes Kind! dich hat ländliche Unschuld erzogen; du kanntest noch wenige Bedürfnisse, und die traurige Erfahrung hat dich noch nicht gelehrt, wie böse die Menschen in den Städten sind. Entferne dich aus diesem Pallast, wenn dir deine Ruhe lieb ist, geh wieder zurück in deine Einöde. — Doch ich Thörichter! warum will ich dich arme Unglückliche zurückweisen; die heiligen Rechte der Natur schützen ja dein Unternehmen; du bist Liletons Weib; der Himmel hat seine Schwüre auf dem Grab deines Vaters gehört; das Kind, das du unter deinem Herzen trägst, ist von ihm; weich nicht! deine Ansprüche sind zu heilig — du wirst siegen.

Licka ist schon bey Liletons Füssen; mit zum Himmel gestreckten Häden fleht sie um Barm=

Barmherzigkeit und Erbarmen; aber Lileton kennt seine Licka nicht mehr; mit einem Blick voll Zorn und Verachtung sieht er sie an, und stoßt sie endlich mit Unwillen von sich.

Wie! sagt Licka, Unbarmherziger! du kennst mich nicht mehr! ist es möglich, Lileton! ist es möglich, daß du mich betrogen hast? — Grausamer! was hab ich dir gethan? ist es denn ein Verbrechen gewesen, daß ich dich liebte? Verzeih mir Lileton! verzeih mir, daß ich dich gut glaubte. Wer hatte mich in meiner Einöde gelehrt, daß Falschheit auf den Lippen der Liebe wohnen könne: nie sah ich Täuschung von dem unschuldigen Vogel, der in der Einöde sein Nest baut; nie hörte ich die Nachtigall über die Untreue ihres Geliebten jammern. Nie sah ich, daß der Hirsch seine Hündinn verließ, die er sich zur Gattinn gewählt hat. Selbst der Raubvogel, der traurige Uhu besucht in den mitternächtlichen Stunden seine Geliebte, und sorgt für das Leben seiner Jungen; wie konnte ich vermuthen, Lileton! daß Menschen fähig wären, das zu verlassen, was ihnen das Theuerste in der Welt seyn sollte? Aber wie ich sehe, ist

eure

eure Denkart ganz anders in den Pallästen. Warum hast du mich denn betrogen? Was habe ich dir denn gethan? War es denn eine Sünde dich zu lieben? Hab' ich dich nicht geliebt, wie eine Selige dich lieben könnte? Hast du mir nicht auf dem Grabe meines Vaters geschworen? nicht den Gott selbst zum Zeugen genommen, der die Sonne so prächtig schuf, die über unsern Scheitel glänzet? Hast du aber dieses alles vergessen, so vergiß die Mutter deines Kindes nicht. Unter diesem Herzen schlägt dein Geblüt, ein Wesen, dem du das Daseyn gabst — das dein Kind ist. — O Lileton! wenn die Stimme der Liebe keine Gewalt über dein Herz mehr hat, so soll die Natur meine Fürsprecherinn seyn.

Bey diesen Worten stürzte Licka zu Boden, und benetzte mit Thränen den Rasen, auf den sie sank. Erhebe dich, sprach Lileton, thörichtes Mädchen! und warf ihr einen Beutel Geld zu. Geh, und beunruhige mich weiter nicht mehr. Dieß Geld ist hinlänglich, dich und dein Kind zu versorgen. Was willst du mit diesem Geld, sagte Licka; willst du dich von der Pflicht der Natur loskaufen? Elender! Hier hast du dein Geld; ich hab deines Geldes nicht

nöthig. In eine Einödde will ich mich verstecken, bey Felsen um Erbarmen betteln, und um Mitleiden bey gefühllosen Bäumen — Geh! ich brauche dein Geld nicht. Meine Brüste werden deinen Säugling nähren, so lang sie können, und wenn Gram und Schmerz mich tödtet, wird vielleicht eine gutherzige Wölfinn Mutterstelle an deinem Kinde vertreten, um dich, Unmensch! zu beschämen.

Lileton hörte der Unglücklichen nicht länger zu; er gieng zurück in den Pallast, und die Diener führten Licka aus der Burg mit den schärfesten Bedrohungen. Verzweifelnd, wie sie war, lief sie mit zerstreutem Haar ins nahe Dorf hinab, und da niemand im Dorfe sich getrauete, die Unglückliche aufzunehmen, so war sie genöthiget, im weiten Felde unter einem Baume Zuflucht und Gastfreyheit zu suchen.

Als sie einige Schritte vom Dorfe entfernt war, führte sie der Weg zu der traurigen Stätte, wo die Gebeine ihres unglücklichen Bruders moderten; da blieb Licka stehen, und sah dieß wunderbare Gerüst an. Ein Wanderer gieng vorüber. O sag mir, Lieber! sagte Licka, wer war der Unglückliche, dessen Körper nicht einmal

mal ein Grabhügel deckt? Einige behaupten, sagte der Bauer, es war ein guter Junge — er soll verführt worden seyn; aber er ist doch eines grausamen Todes gestorben. Die böse Fanny! ich möchte doch keinen Antheil an dieser That haben. Fanny sagst du? Wie nannte sich denn der Unglückliche? Man sagte, er nannte sich Nelsis, erwiederte der Bauer.

Nelsis! schrie Licka, und sank bey der Mordstätte nieder. Der Bauer entfernte sich vor Furcht, und Licka lag eine Weile ganz außer sich. Endlich erholte sie sich wieder, und warf ihren Blick auf das hohe Rad hinauf, wo Nelsis Leichnam moderte. Mein Bruder! schrie sie, mein Bruder! und umfaßte den Balken, der das Rad unterstützte, und schüttelte ihn so heftig, daß Nelsis Leichnam herunterfiel. Nun hab ich dich wieder, sagte sie, und warf sich auf das modernde Gerippe. Nun soll uns nichts mehr trennen; hier, wo du starbst, will auch ich sterben. So schrie Licka. Die heftigen Gemüthsbewegungen beförderten die Zeit ihrer Geburt; sie ward Kindes-Mutter, und ein liebevolles Kind erblickte in den Schreckenstunden der schwärzesten Nacht auf dieser schaudernden Stätte

die Welt. Es war ein Sohn; Licka drückte ihn an ihr Herz, und starb. — Ohne Hilfe, ohne Unterstützung starb auch das Kind, und Licka lag todt auf Nelsis Leichnam, und an ihrem Herzen ihr Sohn, als am Morgen die Sonne wieder aufgieng. Man erzählte den Zufall an Liletons Tafel, aber niemand machte sich was daraus; einige junge Herrn aus der Stadt wußten gar hierüber zu scherzen. Liletons Braut allein wurde nachdenkend über die Sache, sie befahl die Unglücklichen an dem Orte zu beerdigen, wo man sie fand. Diese Geschichte machte so vielen Eindruck auf Rosettens Herz; sie war immer traurig, und starb noch im ersten Jahre ihrer Heyrath. Vor ihrem Tode sagte sie, sie hätte die arme Licka vor ihr gesehen, die ihr versprach, sie in eine bessere Gegend bis gen der Nacht abzuholen. Rosette starb auch um die nämliche Stunde der Nacht; die boshafte Fanny wurde von ihrem eigenen Buhler an dem Orte ermordet, wo der unglückliche Nelsis sterben mußte. Lileton hatte weder Ruhe noch Vergnügen mehr. Er verließ das Land, gieng in die Stadt, und starb eines elenden Todes.

An dem Orte, wo dieser traurige Auftritt vorgieng, steht nun eine Feldsäule, und unweit davon lebt ein Eremit, der den Vorüberreisenden diese Geschichte erzählt. Ich hörte sie selbst aus dem Munde des Alten; wir sassen auf einem Hügel gen Abend, die Sonne gieng unter, und die Abendröthe färbte diesen Mordhügel scheußlich roth, als wollte sie die Wahrheit dieser Geschichte bestättigen. Als der Eremit Liletons Namen aussprach, flogen sieben grosse Raaben über unsern Scheitel, und schrien gräßlich in finstern Wald hinein, als wollten sie ein Klaglied anstimmen. Tief ist dieses Bild noch in meiner Seele — tief Lickas Name noch in meinem Herzen.

Karakter des wahren Wollüstlings.

Der Wollüstling ist ein fühlloses Geschöpf, ein Geschöpf, das aller feiner Empfindungen unfähig ist; — er sucht nichts als thierischen Genuß, und liebt niemanden als sich selbst.

Dem Wollüstling ist nichts heilig; er schändet die Freundschaft, und entehret das heilige Zutrauen der Unschuld; seine Gelüste

sie zu befriedigen ist sein Zweck, und kein Mittel ist so schändlich, das er nicht anwendet, wenn es ihn nur dahin führt. Hat er seinen Zweck erreicht, so verläßt er den Gegenstand, den er sich wählte, und sucht einen andern; den ersten hat er unglücklich gemacht, den zweyten sucht er unglücklich zu machen. Der Leichtsinn seines Karakters schließt jede edle Empfindung aus seinem Herzen; er hört das Jammern der Unschuld nicht; keine Thräne der Armuth rührt sein Herz, und das Elend der Verführten macht keinen Eindruck auf seine Seele. Er sieht die Mädchen gleich Blumen an, die zum Genuß im Garten stehen; mit räuberischer Hand pflückt er sie ab, und wirft sie fort; ungescheut sieht er die welkenden Blumen bey seinen Füssen, er zertritt sie, und sucht wieder andere auf. Der Wollüstling ist unfähig zur Freundschaft; er entehrt dein Weib, verführt deine Tochter, und schändet deine Schwester.

Kennzeichen des Wollüstlings.

Der Wollüstling ist leicht von dem wahren Liebhaber zu unterscheiden. Seine Art, sich gegen das Frauenzimmer zu betragen,

ist äußerst leichtsinnig; er schwätzt viel, und denkt wenig, und was er schwätzt, ist äußerst albernes Zeug, Schmeicheley ist sein Steckenpferd; er vergöttert jedes Mädchen, und betet es an; sein Blick ist unverschämt, und sein Betragen ausgelassen; er scherzt gern über Unschuld und Sittsamkeit, und macht die Eingezogenheit lächerlich. Spricht er in Gesellschaft von Frauenzimmern, so nennt er jedes rechtschaffne Weib, und jedes sittsame Mädchen eine Prüde. Er scherzt gern mit zweydeutigem Witze, und weiß das Betragen jedes rechtschaffenen Mannes lächerlich zu machen. Er appretirt sich zu allem; ist äußerst gefällig, bis er seinen Endzweck erreicht hat. In Gesellschaft von seines gleichen spricht er äußerst verächtlich vom Frauenzimmer; er läßt jedes Weib, jedes Mädchen durch, und rühmt sich jeder unbedeutenden Gunst; ist er beym Kaffee oder Wein, so geht keine ehrliche Frau und kein braves Mädchen vorüber, wovon er nicht die unverschämtesten Anekdoten zu erzählen weiß. Diese Züge des Wollüstlings sind nach wahren Original-Karaktern gezeichnet; sind wahr und unbetrüglich.

Gute,

Gute, liebe Mädchen! wenn ihr mit Männern Umgang sucht, so gebt auf diese Karakterzüge acht. Verräth sich euer Liebhaber durch einen einzigen Zug, so seyd versichert, daß er euch nicht liebt, daß er euch zu hintergehen, zu betrügen sucht — es würde euch gehen, wie der armen Licka.

Grundregeln.

Nehmt keinen Wollüstling zum Liebhaber, denn er wird euch verführen, und die Verführte unglücklich machen.

Nehmt keinen Wollüstling zum Freund, denn, wenn es seine Gelüste wollen, so ist ihm nichts heilig.

Vertraue keinem Wollüstling deine Tochter, oder dein Weib, denn er wird sie beyde beschimpfen.

Nimm keinen Wollüstling zum Manne, denn die Bande der Freudschaft und der Treue ketten sein Herz nicht an das deine.

Verlaßt euch in keiner Sache auf einen Wollüstling, denn er ist nur so lang gut, nur so lang gerecht, nur so lang Freund, als es seine Gelüste ihm erlauben.

Beweggründe.

Ueberzeugt euch, liebe Mädchen! daß euch so ein Mensch nicht liebt; überzeugt euch, daß alles, was er euch sagt, wahre Lügen sind; glaubt mir, daß er euch in seinem Herzen für dumme Gänse ansieht, die nicht Unterscheidungskraft genug haben, seine Verstellung zu erkennen.

Habt wahre Schätzung und Hochachtung für euch selbst, lernt den wahren Werth eures Geschlechts kennen, und begegnet mit edler Verachtung dem Niederträchtigen.

Glaubt mir, daß, wenn ihr auch nicht schön, nicht reich seyd, wenn ihr nur ein gutes edles Herz habt, daß ihr doch Männer finden werdet. Suchet euch nicht durch Coquetterie von andern Mädchen zu unterscheiden, sondern durch Eingezogenheit, durch einen edlen Anstand, und ihr werdet die Blicke des Rechtschaffenen doch auf euch ziehen; er wird euch bemerken, wie eine Rose, die unter den Feldblumen blühet. Glaubt mir, gute Kinder! daß ein eingezogenes Mädchen eher einen Mann findet, als eine Coquette. Wenn ihr wüßtet, ihr Lieben! wie die Männer mit euch spielen, wie sie sich eurer Eigenliebe bedienen, wie

sie

sie euch zu Närrinnen machen, und dann euch wieder durchhecheln, daß es abscheulich ist! wie dauert mich nicht manches gute Kind, das die Welt nicht genug kennt, das das Opfer ihres Leichtsinns wird.

Der Hang zu gefallen, gute Kinder! ist die Ursache eurer Thorheit. Ihr wollt gefallen — aber wem? — Jedermann! — Wer allen gefällt, gefällt Niemanden. Kann man denn stolz seyn auf den Beyfall von Narren? — den Beyfall der Edeldenkenden haben, das ist groß, und der Beyfall der Edeldenkenden ist immer der Beyfall der Wenigern. Glaubt mir, gute Kinder! ihr müßt mehr Hochschätzung für euch haben, mehr edlen Stolz. Der Mann, der eure Freundschaft, eure Liebe sucht, muß eurer würdig seyn; ihr müßt ihm eure Liebe nicht hinwerfen; er muß sie verdienen. Wenn ihr so handelt, gute Kinder! so wird euch der Edle bald von den Thörinnen unterscheiden; eure Gunst wird ihm werth seyn; denn der Edle kann stolz auf die Freundschaft eines edlen Frauenzimmers seyn, wenn er sich sagen kann: diese Freundschaft ist der Lohn wahrer Verdienste, und ich darf dieß Herz mit keinem Narren und mit keinem Dummkopfe theilen.

Coquetterie.

Der Grund der Coquetterie ist meistentheils Mangel des Verstandes. Ein Frauenzimmer, die eine Coquette ist, hat zu wenig Stärke des Geistes, um unpartheyisch über sich selbst zu urtheilen; sie will gefallen, und ergreift die unrechten Mittel.

Ein coquettes Frauenzimmer sucht nur das Sinnliche in ihren Eroberungen; in dieser Rücksicht will sie jede Nebenbuhlerinn ihrer Coquetterien übertreffen.

Die Coquetterie ist eine Art des falschen Ehrgeitzes; denn das coquette Frauenzimmer geitzet nach Eroberungen. Diese Begierde wird bey mancher unersättlich; daher ist ein coquettes Weib weder der Liebe noch der Freundschaft fähig; sie sucht keinen Liebhaber, sondern einen Sklaven, der bey ihren Füssen schmachtet, und den ihre Ketten ewig lasten sollen. In einer Gesellschaft von Männern sucht sie allen zugleich zu gefallen. Sie nickt diesem mit dem Fächer, winkt jenem mit dem Auge, und lacht dem dritten mit dem Munde zu. Sie hasset den Mann, den sie glaubt, daß er ihr widerstehen kann, und verfolgt jedes Frauenzimmer ohne Unterschied, das einige Verdienste hat.

Die

Die Lästerschule der weiblichen Gesellschaft hat ihren Grund in der Coquetterie, eine Coquette weiß immer was Lächerliches über ein anders Frauenzimmer anzubringen. Die Coquette ist gegen jedes andere Frauenzimmer eifersüchtig; es ist die höchste Beleidigung für sie, ein Mädchen oder eine Frau in ihrer Gegenwart zu loben. Wenn sie lobt, so weiß sie im Lobe selbst zu schänden; zum Beyspiel: die Frau A . . sagt sie, ist eine recht gute Frau, eine trefliche Haushälterinn; wenn man des Morgens kömmt, so findet man sie schon so schmutzig, wie eine Küchenmagd: schön ist sie nicht, das ist wahr, aber ihre Seele ersetzt die Mängel ihrer Bildung, denn sie hat ein vortrefliches Herz; nur Schade, daß sie ewig zankt, wie ein Wäscherweib, und daß sie so abscheulich geitzig ist. Ihr Mann ist ein lebendiger Martyrer, wie man sagt; übrigens ist sie ein recht braves Weib.

Grundsätze.

Die wahre Coquette ist meistentheils keiner Besserung mehr fähig.

Die Coquetterie schließt alle wahre Liebe aus.

Die Coquetterie ist im Stande ein Frauenzimmer zu allen Ausschweifungen und Lastern zu verführen.

Warnung für junge, unerfahrne, romanhafte Leute.

Gute Jünglinge! die ihr schwärmerische Begriffe von der Liebe habt; die ihr aus Mangel der Weltkenntniß jedem schönen Gesichte eine schöne Seele zudichtet, seyd vorsichtig, und denkt auf die boshafte Fanny, wie sie den guten, arglosen Nelsis zum Mörder machte. Glaubt nicht jedem schmeichelnden Worte, nicht jeder täuschenden Miene, nicht jedem schmachtenden Auge: das Mädchen ist witziger als der Jüngling im Punkt der Coquetterie; niemand wird leichter betrogen als der Liebende; denn er sieht nicht, bis er von seinem Taumel erwachet, und dann ist es oft zu spät. Mancher macht sich ein Ideal von einer Gottheit, und giebt die Bildung des Engels einer Krötenseele. Hast du ein gutes Herz, so ist es noch leichter dich zu betrügen, denn du bist weniger vorsichtig, und kennst die Verstellung nicht. Habe Achtung für jedes Frauenzimmer, Ehrfurcht

für

für die, die ein Engelsgesicht hat, und den sittsamen Anstand auf ihren Wangen; aber traue keiner, bis du sie recht kennst.

Sophie Lauber,

eine wahre Geschichte.

Es dämmerte schon gegen die Nacht, und die Stille des Abends verkündigte allgemach die Ankunft der Ruhe. Der Hirt trieb die Heerden ins Dorf, und außer dem Geklingel des ermüdeten Landmanns, der vor der Hütte seine Sense ausbesserte, hörte man kein Geräusch mehr in der ganzen umherliegenden Gegend. Ich saß in meiner Postkutsche, und hieng meinen Gedanken über die Herrlichkeit eines prachtvollen Sommerabends nach. Verschiedene Auftritte rührten mein Herz. Häusliche Eintracht und Liebe fand ich vor der armseligen Hütte, vereint mit Armuth und Elend, und mein Aug weidete sich an den verschiedenen Gegenständen: dort sah ich einen Mann, wie er ausgestreckt auf dem

grü-

grünen Rasen da lag, und sein Haupt ruhte in dem Schoose seiner Gattinn. Da sah ich halbnackte Kinder; in Reihen sassen sie um den treuen Haushund; flochten ihm Kränze von Feldblumen, und spielten mit dem fürchterlichen Thier, das dankbar mit seiner Zunge die schmutzigen Wangen der Kinder seines Wohlthäters leckte. Hier sah ich ein ländliches Mädchen am Ufer des Baches: sanft säuselte die Quelle über ihre Füsse; sie kämmte ihr Haar, und badete ihren Antlitz im Wasser. Alles dieß sah ich — fühlte ich — — da störte mich gähling mein Postknecht in meinen Gedanken, denn er blies in sein Horn, und der spottende Echo wiederholte seine gleichförmigen Töne, und rief den weithorchenden Tafernen zu, daß noch ein Reisender auf der Strasse wäre. Schnell rollte die Kutsche zwischen hohe Berge hinunter, und seitwärts breitete ein altes Schloß seinen nächtlichen Schatten über die Gegend. Schwarze, hohe Mauern mit Moos und Epheu bewachsen, thürmten sich in die Höhe, und in den zerfallnen Thürmen fanden Nachteulen und Fledermäuse ein gastfreyes Lager. Eine kleine Glocke in der Veste verbreitete ihren langweiligen Ton weit in

die Ferne, und verkündigte die letzte Bethstunde der Gefangenen. Am Fuß dieses Berges war ein Posthaus; da setzte mich mein Kutscher ab. Der Postmeister bewillkommte mich sehr freundlich, und führte mich auf ein Zimmer, in dem ich in gerader Linie diese fürchterliche Veste mir gegenüber sah. Ich war lang am Fenster, und betrachtete diesen melancholischen Ort, als der Ton einer ganz düster klingenden Glocke mich aufmerksam machte, die die kläglichsten Töne von der Veste herabjammerte. Was heißt dieses traurige Geläut? sagte ich zu dem Postmeister. Es bedeutet nicht viel, erwiederte er; es stirbt ein Gefangener — wir sind dieses Geklingel schon gewohnt — Gott sey seiner armen Seele gnädig!

Ich. Sind wohl viele Gefangene hier?

Postm. O ja, eine Menge.

Ich. Und sterben viele?

Postm. Ja, schier täglich einer, oder zween.

Ich. Und woher kömmt das?

Postm. Sie sind armselig gehalten.

Ich. Warum das?

Postm. Der Schloßwärter ist ein harter Mann, der seine Gefangene halb erhungern läßt.

Ich. Und trift man denn keine Abänderung?

Postm. Mein Gott, nein! man ist froh, wenn man die Gefangenen bald vom Brod bringt.

Ich. Kann man die Gefangenen nicht sehen?

Postm. O ja! wenn sie dem Schloßwärter eine Douceur machen, so zeigt er Ihnen die ganze Vest. Er kömmt heute Abends gewiß noch herab, denn gemeiniglich bringt er seine Collation bey mir ein, und dann will ich ihn sprechen.

Ich. Sie erweisen mir einen angenehmen Dienst, Herr Postmeister.

Der Postmeister verließ mich, und ich war froh, daß er mich verließ; meine Seele war gedrängt, und nun hieng ich ganz meinen Gedanken nach. Ich warf noch einen Blick auf die Veste hin, und ich fühlte, ich weiß nicht wie viel schweres in meinem Herzen; eine Thräne gleitete meine Wange herunter, und der Ton der Sterbglocke klingelte noch in meinem Ohr, und ich wiederholte das Gott sey seiner

armen

armen Seelen gnädig, das der Postmei- ster mit eiskalten Lippen so ganz maschi- nenmäßig aussprach — Gott seiner armen Seele gnädig!

Ich weiß nicht, wer du bist, rief ich auf, unglücklicher Mensch; den diese Stun- de seiner Fesseln befreyet; unbekannt mit dir, und deinem Schicksal nimm ich Antheil an deinem Leiden. Vielleicht bist du Gat- te, Vater, oder Freund; vielleicht jam- mert ein treues Weib um dich, oder ar- me Kinder, oder ein gefühlvoller Freund, der schlaflos auf seinem nächtlichen Lager um dich seufzet. Vielleicht bist du auch ein ganz verlassenes Geschöpf, hingeworfen in die Welt, und fremd, wie ein Laub in einem öden, steinigten Thale, das ein Sturmwind in die Tiefe geweht hat. Wer du bist, so bist du Mensch, und du leidest. So dachte ich, stützte mein Haupt auf mei- ne Rechte, und schlummerte am Fenster in traurigen Phantasien. — Gähling kam der Postmeister auf mein Zimmer. Nun können Sie den Schloßwärter sehen, sagte er, er ist unten in der Schenke, wenn Sie sich wollen die Mühe geben, hinunter zu kommen, denn er kömmt nicht herauf; er hat seinen gewissen Humor im Kopf, der

nicht so leicht aus ihm zu bringen ist. Ich verließ mein Zimmer, und kam in die Zechstube. Da sah ich einen kurzen dicken Mann mit einem Schnauzbarte; er hatte eine kleine vielrunzlichte Stirne; die Augen lagen ihm tief im Kopfe; seine Nase war stumpf und breit, und sein Mund fürchterlich weit. Er hatte zwo grosse Zahnlücken, und stotterte mit der Zunge. Sobald er mich sah, setzte er seinen Hut auf, und drückte ihn herab bis ins linke Auge, schmauchte Taback, und fluchte etlichmale abscheulich. Ich muß gestehen, daß mir die Bildung dieses Mannes auffiel, als ich in das Zimmer trat. Ich blieb unvermerkt stehen, und faßte ihn starr ins Auge. He! Kamerad! fieng er an, was sieht er mir so ins Gesicht? gefall ich ihm? — Sag er mir mal, Kamerad! seh ich nicht n'em rechten Raufteufel gleich? Ganz gewiß, erwiederte ich, und obgleich ihre Stellung in etwas klein ist, so ersetzt ihr feuriges Auge, und das Ansehen, daß Sie sich zu geben wissen, diesen unbedeutenden Fehler der Natur. Er ist mein Mann, Kamerad! sagte der Schloßwärter: das denk' ich auch; was nützt es, ein Ellen langer Kerl zu seyn, wenn man keine Geschick-

lich-

lichkeit besitzt. Kurz und gut, ist ein altes Sprichwort.

Ich lernte bald die schwache Seite dieses Mannes kennen, und bediente mich derselben zu meiner Absicht. Ich sah, daß der Stolz dieses Mannes darinn bestand, ein fürchterliches Aussehen zu haben; ich suchte daher aus seiner Zwergen-Phisiognomie alles Mögliche zusammen, wovon ich ihm eine Apologie seiner Fürchterlichkeit halten könnte, und gewann ganz das Herz dieses Mannes, wozu hauptsächlich die Lobsprüche beytrugen, die ich ihm über seinen Schnurbart machte. Es kam so weit, daß er mich niedersitzen hieß, und mir erlaubte, das Haupt zu bedecken.

Wenn man mit Leuten von solcher Art zu thun hat, so muß man sie mit Klugheit behandeln; sie sind im Grunde weniger schlimm als sie scheinen. Unrichtige Begriffe von Grösse und Ehre, üble Erziehung bildete sie zu dem, was sie sind. Wenn man ihre schwache Seite einmal kennt, so kann man sie mit gewisser Vorsicht zu den besten Handlungen leiten; nur muß man ihren Stolz nicht beleidigen, ih-

nen nicht widersprechen, und immer zuerst scheinen, als wenn man ganz ihrer Meynung wäre. Leitet man sie zu besseren Handlungen, so muß es nicht scheinen, daß man sie leite, sondern diese Leitung muß so geschehen, daß sie glauben, jede edle That, zu der man sie führt, sey ihr eigen Werk.

Ich wollte lieber einen groben, harten, rauhen Menschen zum zärtlichen, gefühlvollen Menschenfreund umbilden, als einen verdorbenen Höfling, der einer verpfuschten Statue ähnlich ist, die ein Lehrjunge verstümpelt hat, und aus der kein Bildhauer mehr im Stande ist, eine regelmäßige Figur zu schnitzen.

Der Schloßwärter ward im Kurzen mein Freund; er versprach mir noch diesen Abend das Schloß zu zeigen, und erzählte mir die meisten Geschichten der Unglücklichen, die unter seiner Obsicht waren. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, fieng er an, ein Gefangenwärter zu seyn. Sie können sich nicht einbilden, welche Mühe uns die verwünschten Kerls machen. Ich mache zwar nicht viel Zeremonien mit ihnen, und wenn ich nicht guter Laune bin, so schlage ich sie

krumm

krumm und lahm. Mein Herr! erwiederte ich, Sie wollen mir vermuthlich mit Fleiße ganz widrige Begriffe von Ihnen beybringen; verzeihen Sie, mein Herr! wenn ich in diesem Punkte nicht ganz ihren Worten glaube. Obwohl Sie ein sehr fürchterliches Aussehen haben, so entdecke ich doch in ihren Gesichtszügen ein gutes Herz, und ich bin versichert, daß dieses gute Herz, das Sie schon in mancher Gelegenheit werden gezeigt haben, den Fürsten bewogen hat, ihnen die Aufsicht über seine Gefangenen zu geben; denn da der Fürst selbst ganz Güte und Menschlichkeit ist, so konnte er keine bessere Wahl für so ein wichtiges Amt treffen, als daß er einen Mann, wie Sie sind, zu wählen wußte, der Wohlwollen und Güte mit Ernst zu vereinen weiß.

Der Schloßwärter. Sie halten also mein Amt für wichtig?

Ich. O ja, für sehr wichtig. Sie haben so viel Gelegenheit Gutes zu thun, und ihren treflichen Karakter auszuzeichnen — das Wohl vieler Unglücklichen hängt nun vollkommen von ihnen ab; in ihrer Macht steht es, ihr Schicksal zu erleichtern: und was kann edlers und schöners seyn?

Schloßw. Sie machen mir da Complimente, die ich nicht verdiene.

Ich. Verdienen gewiß; aber zu viel Bescheidenheit besitzen Sie, um Lobsprüche hierüber anzunehmen.

Schloßw. So viel Schönes und Gutes hat noch kein Mensch aus meiner Phisiognomie gesagt; und sehen Sie denn dieses alles wirklich in meinem Gesichte?

Ich. Ich muß Ihnen gestehen, mein Herr! daß bey dem ersten Anblick ihre Gesichtszüge äußerste Härte und Unbarmherzigkeit anzeigen; wenn man Sie aber näher betrachtet, so liegt sehr viel Gutes in ihrem Auge, und es scheint, als hätte ihre Vernunft über ihr Temperament die Oberhand erhalten. Gott! wie sich unser Fürst vom Herzen freuen würde, wenn er wüßte, wie sehr Sie seiner Anstellung Ehre machen, denn er hasset harte, unbarmherzige Menschen, und liebt die Guten.

Bey diesen Worten heftete der Gefangenwärter seinen Blick starr zur Erde. Mein Herr! rief er endlich auf, ich war ein harter Mann! ich hab mir Vorwürfe über manche Unbarmherzigkeit zu machen! da Sie mir aber sagen, daß doch so viel Gutes in meinem Gesichte liege, so will ich auch wahrlich gut werden.

Ich. Die Züge des Menschen ändern sich nach seiner Denkungsart; die Züge der Gütigkeit werden sich immer deutlicher an ihrer Stirne zeigen, und diese Züge der Güte, verbunden mit ihrer ernsten Miene, werden Sie zu dem ansehnlichsten Manne in der ganzen Gegend machen.

Gesa. Nun, das soll auch seyn; meine Tochter hat es mir oft gesagt.

Ich. Ihre Tochter? — Haben Sie eine Tochter?

Gesa. Ja! ein gutes Kind; Tag und Nacht sitzt sie bey den Gefangenen, und wenn einer krank liegt, so geht sie nicht mehr von der Stelle, bis er entweder geneset, oder stirbt.

Ich. Das muß ein trefliches Kind seyn.

Schloßw. Gut und hübsch ist sie; hat einen schlanken Wuchs, wie eine Rebe, und ein Aug im Kopf wie eine schwarze Kirsche. Das Mädchen ist meine einzige Freude in dieser Einöde, und hat mir noch nie einen Verdruß gemacht, ausgenommen, daß sie der Geyer immer bey den Gefangenen hatte. Ich möchte wohl eine gute Heurath für sie finden.

Ich. Ich zweifle nicht daran; die Vorsehung sorgt unmittelbar für solche seltene

tene Geschöpfe; ihr Mädchen wird nie unglücklich seyn.

Schloßw. Herr! das Mädchen ist schön, und wenn sie Ihnen gefällt, so gieb ich sie Ihnen gleich zum Weib, und trete Ihnen meine Gefangenwärterstelle obendrein ab.

Ich hatte nun ganz das Herz dieses Mannes, und als ich ihm sagte, daß ich schon verheurathet wäre, so weinte er, und bat mich mit thränenvollem Auge, ihm einen Schwiegersohn zu bringen, der eine so gute Meynung von ihm hegte, wie ich.

Ich sah ein, daß es ein abscheuliches Vorurtheil ist, Menschen von dieser Classe zu verachten; daß Verachtung meistentheils Ursache ist, warum solche Menschen hart und unbarmherzig werden. Ich sah ein, daß sie oft die beste Anlage zum Guten haben, daß der Saame der Tugend in ihnen liegt, und nur eine sanfte Wärme erwartet, um zu grünen.

Der Mann führte mich noch sehr spät ins Schloß, und ich mußte ihm versprechen, bey ihm zu übernachten. Als wir im Schloß waren, so suchten wir seine Tochter auf, und wir fanden sie im Kerker eines Gefangenen, der diesen Abend

in

in ihren Armen verschied. Noch ist mir der Auftritt unvergeßlich, den ich sah; noch ist das Gemälde so lebhaft in meiner Seele, daß ich es gleich zeichnen, und malen wollte.

Ein düsterer Kerker — eine einzige Lampe beleuchtete ihn — sie stand auf einem hölzernen Stuhl — und ihr matter Schein fiel auf das blasse Gesicht des Verstorbenen. Dieser lag auf einem mit einem weißen Leintuch bedeckten Schragen — zu seinen Füssen waren Ketten und Fesseln nachläßig hingeworfen. Blumen lagen zerstreut auf der Leiche, und seitwärts saß das holdeste der Mädchen. Ihr Blick war zur Erde geheftet, ihre Hände lagen übereinander gekreuzt in ihrem Schooße, und eine Thräne nach der andern träufelte aus ihrem wunderschönen Auge. Keine Verzerrung war in ihrem Gesichte; ihre Coralenlippen standen halb offen, und eine Reihe der schönsten Zähne erhöhten ihren traurig schmachtenden Antlitz. Die Hälfte des Busens deckte ihr blondes Haar, das wellenförmig bis an den Gürtel herabfloß, und Unschuld, Güte und Sittsamkeit sprachen aus ihrer trauernden Miene. Sie erhob sich, als ich mit ihrem Vater in den Ker-

ker trat, und machte eine tiefe Verbeugung. Er hat es überstanden, sagte sie zu ihrem Vater — Er ist in Freyheit. Und diese Worte sprach sie mit einem Tone, der in das Innerste meiner Seele drang. Ich stand sprachlos da, und konnte nichts als fühlen. Hier der Anblick eines Todten — das Gräßliche eines düsternen Kerkers; — dort die Engelsgestalt, die eine Gottheit selbst annehmen würde, wenn sie sich in einer sterblichen Hülle sichtbar machen wollte. Alles dieses machte den heftigsten Eindruck auf meine Seele. Nachdem ich mich von meinem Erstaunen in etwas erholt hatte, näherte ich mich dem Mädchen. Sie scheinen, Jungfer Sophie, fieng ich an, sehr viel Antheil an dem traurigen Schicksale dieses Unglücklichen zu nehmen.

Ja mein Herr! erwiederte Sophie, ich nehme viel Antheil; es war ein sehr guter Mensch, wenn Sie seine ganze Lebensgeschichte wüßten, so würden Sie ihn eben so sehr bedauern.

Ich. Sie werden mich sehr verbinden, meine Beste! wenn Sie mir nähere Nachricht von ihm geben wollen.

Sie. Morgen, mein Herr! sollen Sie alles wissen. Er zeichnete seine Geschichte

selbst

selbst auf, und gab sie mir als sein letztes Vermächtniß. Nun führte mich das gute Mädchen mit ihrem Vater auf ihr Wohnzimmer zurück, und die Einfalt und Reinlichkeit, die da herrschte, gab mir die edelsten Begriffe von Sophien.

Unterhalte mir einsweilen diesen Herrn da, Sophie! sagte der Schloßwärter; ich halte viel auf ihn, und er ist unser Gast. Ihm zu Ehren will ich morgen allen Gefangenen einen Braten geben; unterdessen will ich die Küche durch unsere alte Muhme besorgen lassen. Bleib du da, und mache meinem Hause Ehre. Hier begab sich der Schloßwärter fort. Sophie schlug mir einen Spatziergang im Garten vor. Es ist eine sehr schöne, mondhelle Nacht, sagte sie, kommen Sie mit mir, unter Gottes freyem Himmel ist es besser zu seyn, als immer hinter vier Mauern. Nun waren wir im Garten. Ganz am Ende des Gartens floß ein Bach vorüber; der Mond spiegelte in selbem seinen silbernen Antlitz; oberhalb rauschte eine Mühle; seitwärts standen hohe Lindenbäume, und verbreiteten ihren Schatten bis in die Hälfte des Baches. Rückwärts war ein Hügel umzäunt mit wilden Rosenstauden, von da

sah man in einen kleinen Kirchhof hinein. Hier war die Ruhstätte der Gefangenen. Außer einigen Blumen, die auf den Gräbern gestreut waren, war weder Stein noch Kreuz auf selben. Sophie heftete ihre Blicke auf diese Gegend, und sie sprach lange mit mir von Verwesung, Tod und Unsterblichkeit. Zu schnell verflossen mir die Stunden in dem Umgange dieses holden Wesens. Man rief uns zur Mahlzeit; da saß ich an Sophiens Seite, und unterhielt mich mit ihr und ihrem Vater bis spät in die Nacht. Zween Tage blieb ich als Gast bey ihnen, aber den dritten frühe mußte ich fort. Ich trennte mich hart von diesem Redlichen, und eine Thräne in Sophiens Aug, ein warmer Kuß von ihrem Vater verrieten auch, daß mich diese Redlichen nicht gleichgültig verließen. Kurz vor meiner Abreise gab mir Sophie die Geschichte des Unglücklichen. Ich schenke Ihnen hier ein Andenken, sagte sie, das mir theuer ist. Erinnern Sie sich zuweilen an des Schloßwärterstochter von *** an Sophien — — Zuweilen! erwiederte ich — ewig will ich mich Ihrer erinnern. Da löste ich ihr ein rosenrothes Band aus ihrem blonden Haar, und bat sie, mir es zum

Andenken zu schenken; Sie gabs, und eine freundschåftliche Umarmung war unser letztes Lebewohl. Seit der Zeit sah ich Sophien nicht mehr; hörte aber, daß sie bald an einen würdigen Mann, dem sie das Glück seines Lebens gemacht haben würde, verlobt war, allein sie erlebte den Trautag nicht; sie starb einige Wochen vor der Heurath. Oft erhielt ich Briefe von ihrem lieben Vater, der der menschenfreundlichste Mann geworden, und der mir den Tod seiner Sophie in den rührendsten Ausdrücken schrieb. Gram und Wehmuth brachten den guten Mann bald auch in das Grab. Vergessen modern sie vielleicht beyde in der unbekannt wilden Gegend, und vielleicht ist ihrem Andenken kein Grabmal errichtet, als das in meinem Herzen.

Als ich Sophien verließ, unterhielt ich mich auf meiner Reise mit der Geschichte des Unglücklichen, die sie mir gab. Ich erbrach das Paquet, und fand folgende Lebensgeschichte aufgezeichnet.

Geschichte Ferdinands-R.

Du! wer du immer seyn magst, dem einst diese meine Geschichte unter die Hände kömmt, werde weise durch meine Fehltritte, und lerne die Menschen kennen, ehe dich die traurige Erfahrung überzeugt, wie böse manche unter ihnen sind. Zehn ganzer Jahre schmachte ich hier in einem grauenvollen Kerker, und beweine meine Thorheiten, und bereue meine Fehler, aber zu spät für mich. Selten drang ein Strahl der aufgehenden Morgensonne durch eine kleine Oeffnung in meinen Kerker; selten breitete die Nacht ihre Herrschaft über die Erde; selten stieg eine Stunde aus der raumlosen Tiefe der Zeit, die mich nicht in Thränen fand. Thränen, Seufzer und Gram waren mein Loos, oft betete ich zu der Gottheit um Erlösung, oft nur um eine einzige Menschenseele, der ich meinen Kummer klagen, und mein Elend erzählen könnte: der Hang, sich mitzutheilen, wenn man leidet, liegt in dem Wesen unsrer Natur.

tur.

tur. Der Unglückliche klagt den stummen Mauern sein Elend, und bittet gefühllose Steine um Mitleid. Endlich erbarmte sich die Gottheit meiner; in den Stunden des Grams, und des Elendes schenkte sie mir das gefühlvolleste Geschöpf, die holdeste der Menschen-Seelen, des Schloßwärters Tochter, die gute Sophie war meine Trösterinn. Einem Engel gleich flößte sie Hoffnung in meine Seele, und erleichterte mir durch menschenfreundliche Sorge mein Schicksal. Oft weinte ich in ihren Armen, und liebvoll trocknete mir das gute Mädchen die Thränen vom Auge, und flößte mir Zuversicht auf die Vorsehung und Standhaftigkeit im Leiden ein. Der Himmel soll ihr alle Güte verdanken, die sie mir erwies, und die Gottheit lohne ihr gefühlvolles Herz.

Sechs Jahre war ich bereits abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft in meinem Kerker. Außer dem Geklingel der traurigen Glocke in der Veste; außer der kläglichen Stimme des Uhu und dem Dohlen-Gekrächze, die sich in den hohen Thürmen meiner Nachbarschaft einnisteten, hörte ich sonst keinen Ton eines lebenden Wesens. Man brachte mir täglich zur bestimmten Stunde mechanisch meine Mahlzeit,

zeit, und begab sich wieder maschinenmäßig fort, ohne zu reden, ohne zu fragen. Diese traurige Einförmigkeit war die größte Quaal in meinem Elende, und freudig war der Augenblick für mich, wenn der grosse Schloßhund in einer Winternacht heulte, oder in Frühlingsnächten das Gelärm der kämpfenden Katzen auf den Dächern erscholl, und die Einförmigkeit meiner Lebensart störte. Sechs volle Jahre, wie ich bereits erzählt habe, war ich so elend, und sah kein lebendes Geschöpf außer dem Knecht des Gefangenwärters um mich, der doch kaum unter lebende Geschöpfe zu zählen war. Nach diesen in Kummer verlebten sechs vollen Jahren kam ungefähr eines Tages durch die obere Oeffnung meines Kerkers eine Taube zu mir. Sie war zahm, flog auf meinen Tisch, und pickte die Brodkrümchen zusammen, die naß von meinen Thränen waren. Wie angenehm mir der Besuch dieses Thieres war, kann ich nicht ausdrücken. Ich nannte das arme Thier meine Freundinn, erzählte ihm mein Unglück, mein Leiden, und kettete mich mit den stärkesten Banden des Gefühls ganz an selbes. Es gieng kein Tag vorüber, an welchem das gute Thier mich nicht besuchte,

te, und die Sorge, die ich fühlte, ist ohne Vergleich, wenn der arme Vogel zuweilen etwas später, als gewöhnlich, zu mir kam. Mein größtes Vergnügen war, mein Brod für meine kleine Freundinn aufzusparen, und ihr einen Rest von meinen elenden Speisen zu lassen, um selber zu zeigen, wie dankbar ich ihr gern für ihre freundschaftlichen Besuche wäre.

Das Thierchen wurde jeden Tag zahmer, und manchmal saß es lang auf meinen Schultern, und ruhte an meinem Nacken. Unglücklicherweise war meine kleine Freundinn an meiner Seite, als eines Tags des Schloßwärters Knecht in meinen Kerker kam. Als er den Vogel sah, fluchte er jämmerlich, und warf gleich mit einem Prügel nach ihn, daß das arme Thier todt zur Erde fiel. Ich war wie ein Rasender, ergrif den Knecht beym Hals, und hätte ihn erwürgt, wenn nicht auf sein entsetzliches Geschrey der Schloßwärter und die übrigen herbeygeeilt wären. Ich nahm die todte Taube zu mir, und entschlossen, eher zu sterben, als dieses arme Thier von mir zu lassen, rüstete ich mich gegen alle diese Kerls zur Gegenwehr. Ich hatte bereits einen grossen Bengel erobert, den ich dem

Ge-

Gefangenwärters-Knechte abzwang. Es würde mir ohne Zweifel sehr bös gegangen seyn, wäre nicht des Schloßwärters Tochter, Sophie, gewesen. Diese hörte den Vorfall, und hatte Mitleiden mit mir; sie besänftigte ihren Vater, und besänftigte mich, da sie mit dem zärtlichsten Ton Antheil an meinem Verhängnisse nahm. Beruhige dich, Freund! sagte sie, du sollst durch den Tod deiner Taube nichts verloren haben; nun will ich deine Freundinn seyn, und dir zehnfach ersetzen, was dir dieser harte Mensch geraubt hat. Seit diesem Tage kam das Mädchen täglich zu mir; verschwätzte mit mir die langweiligen Stunden, und nahm ganz Antheil an meinem Kummer. Auf ihre Vorbitte bekam ich einen bessern Wohnort; auch zu Zeiten eine bessere Kost, denn Sophie ersparte mir von ihrem Munde manche Speise. Ich war diesem Engel ganz hold, und dankte täglich dem Himmel um ihr Daseyn, und bat mit Thränen im Auge die Gottheit um ihre Erhaltung. Sie weinte mit mir über den Tod der guten Taube; sie pflückte Rosen im Garten; sie zierte den todten Vogel mit Blumen, und begrub ihn an einem Hügel, auf den ich aus meinem Kerker hin-

sehen konnte, und pflanzte Rosenstöcke umher zu seinem Andenken, und baute ihm mit ihren Händen ein kleines Grabmal aus Thon, worauf sie schrieb:

Ruhe sanftes Täubchen hier!
Gut bist du gewesen;
Ruhe, holdes, liebes Thier!
Ruhe sanftes Wesen!

Freundinn der Empfindsamkeit,
Holde Abendröthe!
Deiner sanften Dunkelheit
Weih' ich diese Stätte.

Sophie war das beste Mädchen, das man unter der Sonne finden konnte; Wohlwollen und Menschenliebe zeichneten ihren Karakter aus; sie versüßte mir die bittern Stunden meiner Leiden, und für all ihre Sorge, für all ihre Liebe konnte ich ihr nichts als danken, denn ich war arm — gefangen — elend. Man möchte doch manchmal vor den Auftritten dieses Lebens zurückschaudern, wenn man denkt, wie gränzenlos elend manche Menschen sind. Leiden ist das Loos der meisten Sterblichen hienieden — Leiden und Sterben.

Was ist doch der Mensch? — Eine wunderliche Frage — manchmal leicht zu beantworten, und manchmal unendlich schwer. Heilige Vorsehung! Gutes, ewiges Wesen! dich will ich denken — dich, der du Güte bist, und alles übrige will ich vergessen, was hienieden um mich ist, und meine Seele kränket.

Der Unglückliche, der seine Geschichte aufzeichnete, hieß Ferdinand - R ****. Er war in einer Hauptstadt in Deutschland geboren; sein Vater war Sekretair am Hofe eines deutschen Fürstens; ein Mann, der immer in grossen Häusern war, und den der Adel gern duldete. Ob die Gunst der Grossen Glück oder Unglück für Ferdinands Familie war, soll die Folge entscheiden. Wenn sich die Achtung der Grossen auf wahre Verdienste eines Mannes gründet, so ist diese Achtung Glück für den Rechtschaffenen; Unglück aber, wenn niedrige Schmeicheley, oder kriechende Niederträchtigkeit uns die Gunst der Reichen erbettelt. Unter die Günstlinge des Glückes von der zweyten Art ward Ferdinand zu zählen.

Er war ein ausgelernter Schmeichler; immer war niedriges Lob auf seinen Lippen.

pen,

pen, immer Schmeicheley auf seiner Zunge. Er konnte sich beugen und schmiegen, konnte weinen und lachen, scherzen und tändeln, schwätzen und plaudern, und war ein Palastkündiger der ersten Art, der gleich wußte, ob der Wind von Norden oder Osten blies. Er war keiner Seele Freund; vergötterte den, der im Glücke war, und verfolgte den, den Miß Fortuna gestürzt hatte. Er lobte nichts, und schändete nichts für sich, was nicht andere lobten und schändeten. Bey ihm ward der Tag zur Nacht, und die Nacht zum Tage, die Sonne kalt, und der Schnee warm; wie die Sprache bey den Grossen gieng, so sprach er auch. Diese seine Fähigkeiten nannte er Politik, und die Kunstgriffe, derer er sich zu seinem Vortheil bediente, Routine, Niederträchtigkeit war bey ihm Gefälligkeit und Complaisance, Schmeicheley Höflichkeit. Unter dem Ton der grossen Welt verstand er Kabalen, Verläumdungen, Arglist, und unter der Art leben zu wissen den schädlichsten Egoismus. Mund und Herz hatte bey ihm nicht die geringste Gemeinschaft miteinander; was sein Mund sprach, wußte sein Herz nicht, und was sein Herz dachte, sprach sein Mund nie. Er konnte eine

Stun-

Stunde lang mit einem sprechen, ohne nach Verlauf dieser Stunde zu wissen, was gesagt worden ist. Er konnte loben und schänden mit der nämlichen Gleichgültigkeit, und er sprach eben so kaltblütig: **mein Freund brach den Hals!** als er erzählte, vergangenen Dienstag ward Romeo und Julie aufgeführt. So war sein Karakter; durch diesen bildete er sich ein, sein Glück gemacht zu haben, denn er speiste täglich an den Tafeln der Grossen, und erhaschte dort und da etwas zu seinem Vortheile. Dieser Mann nun wollte seinen Sohn Ferdinand eben so erziehen, wie er war.

Ferdinand war ein aufkeimender, guter Junge, und sein Vater hatte unendlich viel zu thun, bis er ihm seine Grundsätze beybrachte. Ich bitte dich, Ferdinand! sagte er oft, folge meinem Beyspiele, du wirst sonst in der Welt nicht fortkommen. Kette dich an die, die grösser und reicher sind als du, und man wird dich in der Welt auch für etwas Grosses ansehen. Sieh, ich befinde mich wohl, bin beliebt und gescheut, denn man weiß, daß ich nützen und schaden kann.

Durch Verwendung der alten N. ward Ferdinand als Gesellschafter der jungen Herrn

des

des Grafen von R. . . angenommen. Er war nun täglich unter dem Adel, und verdarb sein Herz bald so — aufgemuntert von seinem Vater — daß er keinen Menschen mehr dulden konnte, der nicht wenigstens Hoffnung hatte, Baron zu seyn.

Carl, der ältere Sohn des Grafen R. . . war der Herzensfreund des jungen Ferdinands. Der erwuchs, und ward Besitzer der beträchtlichen Fidei Commiss-Güter; Ferdinand war beständig um ihn; kein Geheimniß hatte Carl im Herzen, von dem Ferdinand nicht wußte; bald ward er auch der Vertraute seiner Liebe.

In dem Dorfe zu N. lebte ein alter Greis. Dieser hatte eine einzige Tochter, die sich Anne nannte. Schön war sie und tugendhaft. Dieses gute Mädchen war die einzige Freude ihres alten Vaters, der der Besitzer eines kleinen Gütchens war, wo er seine letzten Täge verlebte. Er begleitete einst am Hofe eine bedeutende Stelle, aber entfernte sich in seinem Alter, als er sich zu schwach fand, seinem Fürsten weiters zu dienen. Da genoß er die seligen Freuden der Natur, und die Wonne des Menschenlebens. Annette war um ihn, und verherrlichte ihm die angenehmen Tage.

Das

Das Alter dieses Mannes war einem heitern Abende gleich, an dem keine Wolke den Horizont trübet; herrlich wie die Sonne im Untergange nahete sich dieser Edle der letzten Szene seines Lebens. Oft saß er am Morgen an der Seite seiner guten Annette im Laube, und lehrte sie den Werth der Tugend und der Redlichkeit. Das Mädchen schlang ihren Arm um des Greises Nacken, und Thränen der Liebe träufelten aus ihrem Auge auf des Greises zitternde Hand.

O meine Tochter! sagte oft der alte Vater, könnte ich dich doch vor meinem Tode noch glücklich sehen! — — Annette liebte einen edlen Jüngling; er nannte sich Werner, und sie unterhielt sich oft mit ihrem Vater von ihrem Lieben. Werner sagte, der Alte ist gut und edel, ich wünschte dir ihn zum Manne; unglücklich wirst du mit ihm nicht seyn. Weißt du was, Annette! heurathe den Jüngling; er ist arm, aber was thut das zur Sache? Ich besitze so viel, daß ihr leben könnt. Gieb mir die Freude, Mädchen! dich in den Armen der Liebe glücklich zu sehen. Annette umarmte ihren Vater, und nie war

noch

noch ein Kuß von ihr so feurig, als der, den sie ihm in dieser Stunde gab.

Mittlerweile eilte die Sonne zum Untergang; sanfte Weste kühlten die Fluren ab, und erhoben erfrischend die Blume, die traurig vor der sengenden Hitze ihr Haupt zur Erde senkte. Das Nachtveilchen öffnete ihren duftvollen Becher, und streute Balsam in der Gegend umher. Die Thiere, die den schwüllen Tag über ruheten, traten aus den Wäldern hervor, und weideten sich in den herrlichen Auen, und die Vögel zwitserten im Gebüsche, und sangen ihr Abendlied. Die muntere Amsel trillerte ihr abwechselndes Gesang, und aufmerksam auf ihre Töne stand der Landmann unter seiner niedern Schwelle, und kauete langsam sein schwarzes Abendbrod im Cirkel seiner spielenden Kinder. Werner eilte eben den hohen Berg herunter, und schon sah er Annettens Haus, als er, geflügelt von der Liebe, seine Schritte verdoppelte. Jähling hörte er in dem unweit entlegenen Walde den Ruf eines Menschen; es schien ihm, als wäre es das ängstliche Schreyen eines Verirrten. Schnell flog Werner der rufenden Stimme zu, und fand zween junge Leute zu Pferde, die sich im

Walde verirrt hatten. Freundschäftlich empfieng er sie, und führte sie mit sich in das Haus seiner Geliebten, wo jeder Reisende gastfrey bewirthet wurde.

Geschäftig richtete bereits Annete ein ländliches Abendessen, und ihr ehrwürdiger Vater unterhielt einsweilen die Fremden im Garten. Werner saß bey seiner Annette, und genoß die glücklichsten Stunden seines Lebens. Sie erzählte ihm ihres Vaters Absicht wegen ihrer Verheurathung, und wer war glücklicher, als Werner? Die kleine Mahlzeit war bereitet, und man speiste im Garten. Annette spielte treflich die Zitter, und Werner an ihrer Seite die Flöte. Bis spät in die Nacht wurde geschmauset, und Annettens alter Vater wußte selbst nicht bald einen Abend, der so vergnügt für ihn war, als dieser.

Endlich war es Zeit zur Ruhe. Werner führte die Fremden auf ihr Zimmer, und verließ sie. Annette gieng zur Ruhe, und träumte von dem vergangenen Abende, und Werner lag schlaflos auf seinem Bette, und verzögernd ward jede Stunde für ihn, weil er seinen Brauttag ungeduldig erwartete.

Die

Die Fremden saßen noch wach auf ihrer Stube. Als alles ruhig war, fieng Carl zu Ferdinand an; — denn diese waren die Verirrten. — Du mußt doch gestehen, Ferdinand! daß die Tochter dieses Hauses ein liebenswürdiges Geschöpf ist.

Ferd. Gewiß, Eure Exzellenz! ich sah nicht bald so ein artiges Mädchen.

Carl. Ich hätte Absicht auf dieses Mädchen. Glaubst du wohl, daß etwas zu machen wäre?

Ferd. Warum nicht, Eure Exzellenz?

Carl. Aber der verfluchte Kerl von Werner —

Ferd. Was thut der zur Sache?

Carl. Und der Alte — was würde der für ein Paar Augen machen? —

Ferd. Was soll er thun? — Was mag er thun? Er ist ein unbedeutendes Ding. Was kann er gegen Eure Exzellenz, der Sie bey Hofe angesehen, und mächtig sind?

Carl. Kann ich auf deine Freundschaft zählen.

Ferd. Auf mein Leben, Eure Exzellenz! Sie wissen, daß ich Ihnen in jeder Gelegenheit zu Befehl stehe.

Carl. Wie ist aber die Sache anzugehen?

Ferd. Das muß überlegt werden, Eure Exzellenz!

Carl. Aber, Ferdinand! ist die Sache nicht ein wenig unedel? Wir werden hier so freundschaftlich aufgenommen, so gastfrey bewirthet — und — — —

Hier hätte Ferdinand wohl Gelegenheit gehabt, das wankende Herz des jungen Grafen zur Rechtschaffenheit zurück zu führen; allein er war ein niedriger Schmeichler, der jede glimmende Leidenschaft anfachte, anstatt ihr entgegen zu arbeiten. Er machte eine tiefe Verbeugung. Eure Exzellenz! fuhr er fort, sind Graf; groß und edel macht Sie schon ihre Geburt, alles, was Sie immer thun, muß groß seyn, und keine That kann ihren Adel erniedrigen. Was sind diese unbedeutende Geschöpfe gegen Eure Exzellenz?

Carl. Aber wie ist die Sache anzustellen?

Ferd. Lassen Sie mich machen; es soll alles gut werden. Morgen geben Sie sich zu erkennen, wer Sie sind, und laden den jungen Werner auf ihr Landgut; der Alte, wenn er will, kann auch mitkommen. Schlafen Sie ruhig — Annette soll Ihnen seyn.

So sprach er, und über boshafte Unternehmen brütete Ferdinands Herz, und der Schlaf schloß die Augen des Bösewichts in diesen Gedanken. Der Morgen grauete, und Ferdinand war schon auf. Er gieng in Garten, und hauchte frische Morgenluft ein. Ein Zufall führte ihn Annettens Zimmer vorüber, die noch im Morgenschlummer auf ihrem Ruhebette lag. Leicht war ihr Schlaf, und sanft ihr Athemzug. Eine Röthe, wie die, die das Blatt der Frühlingsrose decket, war auf ihren Wangen verbreitet. Ihr Haupt lag gesenkt auf ihren Arm, der halb über das Ruhebette herabhieng, wie die Blüte am Jasminstrauch. Ein leichter Schleyer deckte ihren unschuldigen Busen, und heitere Zufriedenheit der Tugend lag auf ihren lächelnden Lippen. Da stand Ferdinand, und sein Herz machte ihm Vorwürfe über seine boshaften Entschlüsse. Dich, gutes Mädchen! fieng er an, dich soll ich zum Opfer eines Wohllüstlings machen? — Dir, holdes Geschöpf! soll ich Ruhe und Zufriedenheit rauben? — Dich aus den Armen des Geliebten reissen — deinen alten Vater unglücklich machen — — nein, das kann ich nicht. Gott im Himmel! warum muß-

te

te ich in Palästen erwachsen, warum erzogen werden, um ein niedriger Schmeichler der Grossen zu seyn! —

Hier kämpfte das letzte Gefühl des Guten in Ferdinands Herzen. Bald entschloß er sich den Grafen zu verlassen; bald änderte er wieder seinen Entschluß. Die Stimme der Tugend war zu schwach, der Zuruf der Menschenfurcht übertäubte ihre sanften Töne. In diesem Zustande war Ferdinands Seele, als ihn Graf Carl überraschte. Nun, wird Annette mein? sagte er.

Ferd. Verzeihen Eure Exzellenz —

Carl. Wie! wankest du — sollst du —

Ferd. Eure Exzellenz — — —

Carl. Niedriger! hast du vergessen, was du mir schuldig bist? Hangt nicht dein ganzes Wesen von mir ab? Ich zertrete dich, wie ein Insekt, wann ich will, ha! nun ist es Zeit, daß du den Gewissenhaften spielst, Gleißner! der du bisher immer jede meiner Leidenschaften befriedigtest. So sprach Carl, und Ferdinand zitterte, wie das Laub einer schwachen Espe im Sturm.

Ich habe vieles gethan, ja vieles, erwiederte er, worüber ich in meiner Seele erröthen muß; aber lassen sie die üblen

Thaten, die ich gethan habe, die letzten meines Lebens seyn, und schonen Sie meiner mit ferneren Aufträgen. Bey diesen Worten fiel Carl um Ferdinands Hals, überhäufte ihn mit Thränen, nannte ihn seinen einzigen Freund, that ihm die glänzendsten Versprechen, und Ferdinands schwache Seele war nun ganz wieder die Dienerinn von Carls Gelüsten.

Nach einem kleinen Frühstücke, und kurzem Gepränge des einmal nöthigen Ceremoniels begaben sich die Fremden fort, und Werner und Annette kannten nun keine andere Beschäftigung, als die ihres Glückes, sich zu vereinigen.

Carl war auf seinem Schlosse, und Annettens Bild folgte ihm unaufhörlich. Ich kann ohne diesem Mädchen nicht mehr seyn, sagte er: ich will, ich muß sie besitzen. Doch welche Rechte habe ich auf sie? welche Rechte auf ihre Liebe, da sie ganz für Wernern lebt? Doch — bin ich nicht so gut als Werner? habe ich nicht Ansehen, Macht und Reichthum? — Ja, ich besitze dieses alles; aber kann ich mir um alle diese Schätze Annettens Herz kaufen? Warum nicht? Sie muß mein seyn — oder Gewalt — — Doch fort mit diesem Gedan=

danken! Liebe und Gewalt vertragen sich nicht. Die Herzen der Menschen sind nicht in unserer Gewalt; Liebe wird durch Liebe erworben. Allein wie kann ich das? — Soll ich Annetten zum Weib nehmen, mein altes Geschlecht entehren, mich vor der Welt lächerlich machen? — Nein, das kann nicht seyn.

Meine Beyschläferinn mag sie wohl werden, aber nicht mein Weib. So träumte der gefühllose Schwärmer, und machte Entschlüsse in seinem Herzen, um Annetten in seine Gewalt zu bringen.

Die Liebe ist die sanfteste der Leidenschaften, aber sie ist auch die gefährlichste. Des Menschen Herz verläßt bald das unsträfliche Gefühl, und niedere Lüsternheit tritt an die Stelle der wahren edlen Empfindung. Unvermerkt brennt das Feuer in unsern Adern, und macht uns selbst zum Opfer unsrer Begierden. Anfangs sieht man die Sache für unbedeutende Tändeley an, für eine kleine Galanterie, aber unter dieser unbedeutenden Larve schleichet sich das Laster ins Herz. Man findet Widersprüche, Hindernisse in seinem Verlangen, und stuffenweise steigt man immer niedriger zum Verbrechen herab. Anfangs

war

war man nur Freund, endlich wird man Liebhaber, vom Liebhaber Verführer, vom Verführer ein Schänder der Unschuld, ein Störer der menschlichen Glückseligkeit; manchmal auch Räuber, Mörder — in wirklich oder sinnlichem Verstande.

Heiliges Gefühl! der du das edelste aller Gefühle bist, warum bestehest du so wenig in unserm Herzen in deiner ganzen Reinheit? Niedrige Gelüste! was seyd ihr gegen die sanfteste aller Empfindungen! Liebe, du Tochter der Gottheit! wo ist der Sterbliche, der dich kennt? — —

Für Wernern war jeder Tag ein Tag der Freude. Er liebte seine Annete, und rein und unschuldig war das Gefühl seiner Liebe. Jede Stunde schlich traurig im Kreisel der langweiligen Zeit hin: endlich kam der Tag, den Annettens Vater zur Hochzeit bestimmte, immer näher. Morgen, sagte Annette, wirst du mein seyn, Werner! — Morgen? erwiederte Werner; warum nicht schon heute? Wie viele Hindernisse liegen oft nicht hinter einer einzelnen Stunde — o wären sie vorüber diese Stunden, Annette! so hätte ich nichts mehr zu fürchten! — — Was fürchtest du denn? Werner! sagte Annette. — Dich

zu verlieren; denn wer liebt, der sorgt ja immer. Du bist mir zu theuer — dein Besitz ist zuviel Glück für mich, als daß ich nicht zittern sollte, alle die glänzenden Aussichten zu verlieren. Eine Thräne fiel bey diesen Worten aus Werners Auge, und sein Herz ahndete und pochte.

Es ist etwas in der Natur, das den empfindsamen Seelen die Annäherung unglücklicher Zufälle verkündigt. Dieses **Etwas** wird Ahndung genannt, und ist noch für sehr viele ein Räthsel. Daß es aber ist, ist nur zu gewiß. Es liegt in der Natur des menschlichen Wesens — liegt in uns selbst: aber die Philosophen der Zeit werden es nie erklären; nur dem ist dieß Räthsel erklärbar, der den innern Sinn des Menschen kennt, und die Sprache versteht, die keine Worte zur Erklärung braucht.

Wernern ahndete was Trauriges, seine Seele war gedrückt, und traurig senkte er sein schlafloses Haupt auf seine Hand, und saß noch wach am Fenster, als schon die Stunde der Mitternacht vorüber war. Der Mond glänzte hell, und die Sterne funkelten am Himmel. Ein kühlender West säuselte durch das Laub, und die Frösche quack-

quackten im Teiche. Gähling hörte Werner ein Geräusche — es lispelte etwas leise im Garten — er horchte; es ward wieder still. Nach einer Weile hörte er gehen; man kam an seine Thüre — er wollte hinaus; aber es war ihm unmöglich; die Thüre war verriegelt. Wernern wurde die Sache verdächtig, er lief zum Fenster, der Lärm wurde grösser, er hörte Annettens Stimme; sie rief um Hilfe. Werner ergrif sein Schwert, kletterte an dem Weingeländer zum Fenster hinab, und eilte der jammernden Stimme zu. Er sah einige Menschen, sah Annetten ohnmächtig in den Armen eines Räubers, der sie entführen wollte. Wie ein Löwe fiel Werner auf den Bösewicht ein, und ein Schwertstreich stürzte den Schändlichen zu Boden. Er sank, und die übrigen ergriffen die Flucht, wie feige Bösewichter, die das Gewissen verfolgt, und das Unrecht ihrer Thaten. Annette erholte sich wieder, und es entdeckte sich bald, daß Graf Carl R. der Entführer war. Er lag röchelnd in seinem Blute, und öffnete sein Auge nicht mehr, die Sonne zu sehen, die bereits am Horizont aufgieng. Die Sache wurde kundbar; Ferdinand, des Grafen Freund, wurde

zur

zur Verantwortung gezogen. Auf ihn allein fiel das ganze Verbrechen, ihn beschuldigte die Familie des Todes des Grafen. Er wurde ins Gefängniß gesetzt, und ungeachtet seiner Vertheidigung auf sein Lebelang in die Veste verurtheilt, wo er starb.

Annette, so viel Ferdinand noch Nachricht in seiner Gefangenschaft erhalten konnte, ward noch glücklich an Werners Seite, und diese Nachricht von ihrem Glücke war der einzige Trost des armen gefangenen Ferdinands.

Erfahrung und Uebung bilden den Künstler; Erziehung und Umstände den Menschen. Der, der immer in den Armen des Glückes war; der immer in Frühlingsgegenden wanderte, nie eine trübe Wolke am Horizont sah, nie die stürmischen Wogen des Oceans brausen hörte, der hat von den Schreckuissen der Natur keine Begriffe. So geht es dem Menschen, der im Schooße des Ueberflusses groß wächst. Er kennt die drückenden Bedürfnisse seiner Mitbrüder nicht, wenn nicht eine wohlthätige Erziehung sein Herz mit den Unfällen der Menschheit bekannt gemacht hat.

Ein reicher Mensch, der keine Erziehung hat, ist stolz und hart, weil er die wahren Verdienste nicht kennt, und weil die Armuth die Hälfte der Menschen zu seinen Sklaven macht. Er ist hart, weil er vom Mitleiden nichts weiß, nicht weiß, was Erwerben, was Leben ist. Unbekränzt ist seine Selbstliebe, unbekränzt sind seine Begierden; er ist ein wilder Mensch von der zweyten Art. Sein Geld erwirbt ihm Schmeichler; man verkauft ihm das Gewissen, die Tugend — was soll endlich aus diesem Menschen werden? — Der Reiche, der keine Erziehung hat, verräth sich bald. Er hat keine Achtung für die Menschheit — er ist nur alles für sich selbst. Er ist das, was seine Begierden aus ihm machen — gut aus Stolz, und großmüthig aus Hoffart — menschenfreundlich aus Schwachheit.

Grundsätze.

Beleidige einen solchen Menschen nicht, denn sein Haß ist unversöhnlich. Traue nie auf die Versicherung seiner Freundschaft, denn er ist der Freundschaft nicht fähig; er sucht keinen Freund, sondern nur

Schmeichler seiner Begierden. Seine Freundschaft fängt mit der Begierde an, und endet sich mit ihrer Befriedigung. Widersprich ihm nicht, denn sein Stolz verträgt keinen Widerspruch. Zwingt dich die Pflicht, ihm zu widersprechen, so thu das mit solcher Bescheidenheit, daß deine Verneinung nicht den Schein des Widerspruchs hat. Laß dich nie von solchen Menschen zum Werkzeuge ihrer Begierden brauchen, denn über lang oder kurz wirst du das Opfer ihrer Thorheiten werden. Sucht so ein Mensch was bey dir, das in deiner Macht steht, ihm zu thun, ohne die Tugend zu verletzen, so säume nicht gegen ihn gefällig zu seyn; aber rechne nie auf seine Dankbarkeit. Liegt das Glück deines Nebenmenschen in seinen Händen, so suche ihn nicht durch Mitleiden zu bewegen, sondern bediene dich seines Stolzes, und mache seinen Hochmuth zum Werkzeug des Guten.

Es giebt eine sehr falsche Meynung unter den Menschen, wodurch die meisten glauben, die Gunst der Reichen und der Grossen an sich zu ziehen; diese Meynung besteht in Niederträchtigkeit und Schmeicheley: allein Niederträchtigkeit und Schmeicheley sind nicht die wahren Wege; sie he-

ben

ben vielleicht den Günstling des Glücks auf den Gipfel; aber er fällt nur desto tiefer herab.

Begegne jedem Menschen mit Achtung; folglich auch den Grossen und Reichen. Suche jedem Menschen etwas Gefälliges zu erweisen, und schließe den Grossen und Reichen davon nicht aus. Wenn du einem etwas Gefälliges erweisest, zähle nie auf Dankbarkeit, und es wird dich die Undankbarkeit der Reichen nicht schmerzen. Sey aufrichtig gegen jedermann, und schmeichle keinem; rede aber mit Anstand und Bescheidenheit. Lerne die Sprache der Menschen kennen, und beleidige ihre Schwäche nie: dringe keinem andern deine Meynung auf, und sey nie ruhmredig von dir selbst. Laß bey jeder Gelegenheit den andern den Werth seiner guten Eigenschaften fühlen, und lerne das Lob ertragen, wenn du in der Gelegenheit bist.

Im Umgange mit Grossen und Reichen sey höflich, mäßig und klug; lästige sie nicht mit vielem Begehren, und wenn du begehrst, verlange nichts, als was billig und gerecht ist. Hast du die Gunst eines Grossen, so mißbrauche sie nicht. Begehrst du was, so begehre mit Ehrfurcht, ohne

lästig zu seyn, und zu rechter Zeit. Sey dankbar, und zeige, daß du ein Herz besitzest, das Wohlthaten fühlt. Rühme dich der Gunst der Grossen nicht, damit du keinen Neid erweckest. Sey herablassend gegen den Geringsten, und beschäftige jeden mit Gutesthun, wenn du kannst, so wird dir nichts Uebels begegen. Wenn du die Wahrheit sagst, so sage sie mit Klugheit, und zeige, daß du nicht aus Stolz, sondern aus wahrem Interesse des andern sprichst. Vergiß nie das äußerliche ehrfurchtsvolle Betragen gegen jedermann, die Schonung der Schwachheiten deines Nächstens, die kleinen Gefälligkeiten, die uns so gern die Herzen eigen machen; — — und die Menschen werden dir gut seyn. Sey gerade in deinen Handlungen; hange von ganzer Seele deinem Fürsten an, und liebe dein Vaterland. Sey herablassend gegen den Niedrigen, freymüthig gegen den Grossen, und laß dich in keine niedrige That ein. Sieh jedem mit heiterm Auge ins Gesicht, sey kein Schmeichler und kein Bückling, aber auch kein toller, unruhiger Kopf, und kein Reicher wird dich mißbrauchen, — du wirst nie das Opfer solcher Thorheiten, wie Ferdinand, seyn.

Der Fähnrich und der Greis.

Es saß ein kranker, armer Greis
am Ecke einer Brücke.
Sein Haar, das war wie Silber weiß,
und freundlich seine Blicke.

Auf seiner Stirn' saß Redlichkeit
und heiteres Vergnügen;
der wahre Lohn der Ehrlichkeit
lag in den guten Zügen.

Man sah in seiner groben Hand
der Arbeit tiefe Schrunden.
Er diente einst dem Vaterland',
und hatte manche Wunden.

Nun war die thät'ge Lebenszeit
für diesen Mann vorüber:
sein Lohn war Noth und Dürftigkeit;
doch war sein Aug' nicht trüber.

Er saß; ein Stückchen schwarzes Brod
war seine ganze Speise.
Er kaute es, und dankte Gott
in seinem Herzen leise.

Ich sah den Mann; mein Busen schwoll,
und eine heisse Thräne
fließt aus dem Auge ehrfurchtsvoll,
so oft ich seiner wähne.

Es kam ein junger Edelmann
auf seinem Gaul geritten:
demüthig sprach der Greis ihn an,
und wollte um was bitten.

Doch fühllos war des Junkers Sinn,
sein Herz war hart. — Abscheulich!
Er schlug gar mit dem Stock' nach ihn,
und fluchte derb und gräulich.

Das sah ein junger Offizier;
ihn ärgert dieß Betragen.
Was, Himmel! Junker, habt ihr hier
mit diesem Mann zu sagen? —

Der Junker aber hörte kaum,
und wollte eilends weiter:
der Fähnrich fiel dem Pferd in Zaum,
und packte fest den Reiter.

Ihr sollt — so fieng er zornig an —
ihr sollt, bey meiner Seele!

gebt

gebt ihr nicht gleich dem armen Mann,
hier nicht mehr von der Stelle.

Was glaubt ihr, Junker! welches Recht
rechtfertigt dieß Betragen?
vom Adel seyn, und handeln schlecht,
das will nicht Adel sagen.

Glaubt ihr, es ist euch all erlaubt?
Der Adel macht nicht grösser.
Die That, und dieses Greises Haupt
ist hundertmalen besser.

Itzt bittet diesem Menschen ab!
und stellt ihr euch entgegen,
so findet ihr hier euer Grab:
da zog der Mann den Degen.

Der Junker rückte seinen Hut,
bat zitternd um Vergeben.
Laßt doch die Sache, sprach er, gut,
und schenkt mir nur mein Leben.

Das Leben, Junker! schenk' ich dir,
wer wollte mit dir raufen.
So sprach der junge Offizier,
und ließ den Junker laufen.

Er nahm sein ganzes Taschengeld,
und gabs dem armen Greisen.
O wär' ich reicher, sprach der Held,
ich wollt' dir Dank beweisen.

Geburt ist nur des Glückes Loos;
es giebt verschiedne Fälle.
Nur wahre Thaten machen groß,
und edeln unsre Seele.

Der Narr schätzt Menschen nach dem Geld,
und ehrt des Goldes Klumpen.
Der arme Greis war doch ein Held,
und gieng er gleich in Lumpen.

Liston und Emilie.

Noch weinte Emilie über den Tod ihrer Aeltern: die Thräne, die sie über diesen Verlurst vergoß, zitterte noch auf ihrer bleichen Wange. Emiliens zartes Alter hätte noch die Zärtlichkeit deren gefordert, die der Tod zu früh ihren Armen entriß. Jung, reich

reich und schön war das Mädchen, und nun fehlte der Verlassenen eine weise Führerinn, die sie die Gefahren hätte kennen lehren sollen, die Jugend und Schönheit nach sich ziehen.

Emiliens Bildung war edel; ihr Wuchs war schlank, und diese Geschenke der Natur verherrlichte ein geistvolles Wesen. Ihr junges, unerfahrnes Herz schlug jeder Wonne des Lebens entgegen; aber die Einfalt ihrer unschuldigen Seele kannte die Dörner noch nicht, mit denen die Rosenwege unserer Jugend bestreut sind. Als Emilie in die Welt trat, ward sie mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen, gleich einer ausländischen Blume, die im Frühjahre unter des Gärtners Pflege zum erstenmal im Laube blühet; ihre Jugend, ihre Artigkeit sammelten bald eine Menge Anbether um sie.

Es ist keine grosse Stadt, in der es nicht eine Menge jener unthätigen und unnützen Wesen giebt, die ihre Ehre auf die Entehrung des Frauenzimmers gründen. Unerfahrenheit ist oft die ganze Schuld der Geschändeten, die manchmal nie die Wege der Tugend verlassen hätten, wenn nicht ein niedriger Verführer mit Blumen den Pfad des Verderbens bestreut hätte. Un-

ter diese Art Leute waren auch jene zu zählen, von denen die gute Emilie umrungen war. Emiliens Auge war zu schwach, das Flittergold von dem wahren zu unterscheiden; sie sah sich von Tausenden umrungen; jeder schwur ihr, daß er sie liebe, jeder betete sie an, jeder betheuerte ihr, daß sie schön sey. Des Mädchens natürliche Selbstliebe nahm bald Antheil an den Lobsprüchen der Schmeicheley, und günstig sah Emilie dem Rauchwerk entgegen, das auf dem Opferheerde der Liebe emporstieg; sie gewöhnte sich gebieterisch auf die Sklaven herab zu blicken, die bey ihren Füssen schmachteten, und Coquetterie ersetzte bald die sanften stillen Freuden der wahren Liebe. Ganz sich selbst überlassen, machte Emilie bald die Eitelkeit zu ihrer einzigen Beschäftigung. Sanftes Lächeln war immer auf ihren Lippen, Schmeicheley auf ihrer Zunge, und feine Lüsternheit in ihrem Auge. Sie wandte alles an, ihre Eroberungen immer mehr und mehr auszubreiten, und ihr Stolz gründete sich auf die Menge ihrer Anbether.

De la Lure und Liston waren die eifrigsten von Emiliens Werbern, und so leichtsinnig auch immer ihr Herz war, so fühlte

te sie doch weit mehr für diese zween Männer, als sie für jeden andern fühlte. Bald bemerkte die Menge der Liebenden, die sie umgab, die Vorzüge, die Emilie dem Milord Liston und dem Grafen de la Lure merken ließ. Es zog sich einer nach dem andern zurück, und räumte das Feld diesen glücklichern Helden. De la Lure war wohlgebaut, und seine Bildung war eben so schön, als sein Wuchs; allein sein Herz war falsch, seine Seele abgenützt von der Menge der Leidenschaften, die sie duldete. Er kannte das sanfte Vergnügen edler Liebe nicht, er beurtheilte jedes Frauenzimmer nach den elenden Geschöpfen, die er sah, und die schwach genug waren, seinen Schmeichelen Gehör zu geben. Sein Grundsatz war, daß auch das tugendhafteste Frauenzimmer immer Schwäche genug besitze, das Opfer eines klugen Wohllüstlings zu werden. Nach dieser Meynung, die er vom Frauenzimmer hegte, bildete er seinen Karakter. Unschuld und Tugend war an seiner Stirne, wenn er sprach, und die feinste Verstellung in seinem Herzen. Niemand schien der Liebe würdiger zu seyn, als er; allein kaum triumphirte das Ungeheuer, so war die Verzweiflung der Ver-

führ-

führten seine Freude, und innere Wonne lächelte auf seinem boshaften Blicke über die Geschändete.

Liston verband mit den Vortheilen eines schönen Körpers auch die Vorzüge einer edlen Seele. Er war vernünftig, eingezogen; er war ein Freund der Tugend und der Kunst; in seinen Handlungen war er ungezwungen, und ein freyes aufrichtiges Betragen adelte seinen Anstand. Liston kannte Emilien von ihrer Kindheit an. Er kam von seiner Länderreise zurück, und fand Emilien, die noch ein Kind war, als er sie verließ, in der ersten Blüthe ihrer Jugend. Mittlerweile, daß er abwesend war, bildete sich Emilie vollkommen; Liston sah sie wieder, und fühlte heftig für Emilien beym ersten Anblick in seiner Seele. Liston wußte wohl, daß die Liebe die Ursache seines Glückes, oder die Quelle seines Unglückes seyn wird.

Der wahre Liebende ist schüchtern; schwer entflieht seinen Lippen das Geständniß seiner Liebe; immer zittert er, und fürchtet den Gegenstand seiner Liebe zu beleidigen. Liston sprach nie von seiner Liebe mit Emilien; aber das, was aus seinem Auge sprach, drückte feuriger das Gefühl

seines

seines Herzens aus, als je Worte es vermögen. Mit Vergnügen sah Emilie die Wirkung ihrer Reitze über Listons Herz; ein zärtlicher Hang zog Emiliens Seele an Liston, und dennoch blendete sie noch de la Lure. Wohllüstlinge bezaubern durch ein unbedeutendes Nichts; die Eigenliebe der Mädchen giebt erst diesem Nichts einen Werth — das sonst ein Nichts bleiben würde. Wenn de la Lure abwesend war, so war Emilie ganz für den Milord entschieden, kam de la Lure wieder, so wankte ihre Seele, und ihre Eitelkeit, beyden gefallen zu wollen, hinderte sie, sich für einen zu entschließen.

Eitelkeit hat immer mehr Gewalt über das Frauenzimmer, als Liebe; die Eitelkeit macht mehr Mädchen unglücklich, als die Liebe — — o Mädchen! seid weniger eitel, und ihr werdet weniger betrogen werden.

Liston gab sich vergebens Mühe Emilien zur Entscheidung zu bringen; bald war sie ganz Zärtlichkeit für Liston, bald wieder für de la Lure, und diese Ungewißheit marterte den armen Liston bis zum Tode.

Es war einst im Rosenmonde, als Liston und de la Lure Emilien begleiteten; es war ein schöner, wonnevoller Morgen.

Sie

Sie giengen im Garten, und wandelten ein Rosengesträuch vorüber. Eine schöne blühevolle Rose hieng an dem Gebüsche, und tausend der Schmetterlinge umflatterten diese Blume. Liston bemerkte sie, und blieb tiefsinnig stehen. Was betrachten Sie so aufmerksam, sagte Emilie?

Liston. Diese Rose, Emilie!

Emilie. Und warum? Scheint sie Ihnen wohl sonderbar?

Liston. Sie ist schön und blühend, und diese ihre Vorzüge lockten alle die Schmetterlinge herbey, die sie umflattern.

Emilie. Aber warum sagen Sie dieses in einem so traurigen Tone?

Liston. Weil mich dieses Bild auf melancholische Gedanken leitet.

Emilie. Und diese Gedanken — — dürfte man sie wissen?

Liston. Warum nicht? Ich habe für Emilien kein Geheimniß. Ich denke, Emilie! daß diese schöne Rose einem Mädchen gleichet, die tausend Liebhaber umflattern.

Emilie. Und was finden Sie wohl daran so sonderbar?

Liston. Sonderbar finde ich eben nichts; aber unendlich viel, das mich traurig macht.

Emi-

Emilie. Und wie das?

Hier führte Liston Emilien einige Schritte vom Rosenstrauch weiter hinunter. Da, fieng er an, Emilie! betrachten Sie einmal diese verwelkte Rose: vor einigen Tagen noch ward sie auch von Schmetterlingen umflattert, wie jene, die oberhalb so prachtvoll am Strauche hangt; nun ist sie verlassen, gleich dem Mädchen, das einst viele Liebhaber zählte, und nun einsam und gramvoll herumwandelt. O Emilie! wenn ich Ihnen nun sage, daß alle diese Schmetterlinge der Rose wegen daher fliegen, würden Sie es wohl glauben? Nein! sondern das Vergnügen, das sie in Entblätterung der Rose finden, bringt sie hieher; sie bleiben, so lange sie genießen können, und bekümmern sich dann um die arme Rose sehr wenig.

Emilie. Ich verstehe Sie, Liston! was Sie mir sagen wollen. — Und Emilie sprach den ganzen Spatziergang über wenig mehr, sie war tiefsinnig, und begegnete sowohl Liston als de la Lure äußerst kalt. Liston verließ Emilien, und mit gedrängtem Herzen kam er zurück in seine Wohnung. Als er nach Hause gieng, traf er an dem Graben der Vestung ein altes

blin=

blindes Weib an, und einen Knaben, der ihn um Almosen ansprach. Da verweilte Liston einige Zeit, und der Auftritt, der ihm da begegnete, war Balsam für sein leidendes, gefühlvolles Herz. Als er auf sein Zimmer kam, setzte er sich, und schrieb:

Jüngst saß ein armes Mütterchen
Mit einem kleinen Knaben;
Ich sah sie im Vorübergeh'n
Ganz an dem Vestungsgraben.

Es stürzte sich ihr schwaches Kinn,
Gedrückt von Last der Jahren,
Bis auf den dürren Busen hin,
Umringt mit grauen Haaren.

Der kleine Knab saß neben ihr,
Und spielte mit den Steinen:
Ich sah das Kind — und was in mir
Nahm Antheil an dem Kleinen.

Ich weiß es selbst nicht, wie mir war,
Doch schwer wars mir am Herzen:
Ich sah des Alters graues Haar,
Ich sah die Jugend scherzen.

Wie elend ist der Mensch doch nicht!
Was kann aus uns nicht werden!
So dachte ich, und mein Gesicht'
Wandt' traurig sich zur Erden.

Der kleine Knabe sah nach mir,
Als wenn er mit empfände:
O gieb der guten Mutter hier!
Sprach er — und reicht' die Hände.

Ich gab ihm ein Vier=Groschen=Stück,
Sich Früchten einzukaufen;
— O Himmel! rief er, welch ein Glück!
Und fieng an fort zu laufen.

Er lief, und kam, und brachte Brod,
Und gabs dem blinden Weibe;
Sie hat, so sprach er, lieber Gott!
Drey Tage nichts im Leibe.

Iß, Mutter! fuhr der Kleine fort,
Und brach ihr Stück für Stücke.
Ganz Liebe war in jedem Wort,
Ganz Unschuld in dem Blicke.

O Mutter! doch du kannst ja kaum
Dieß harte Brod verdauen:

Er=

Ermüdet sah ich deinen Gaum,
An jedem Brocken kauen.

Er lauft — bringt Wasser — nun ists gut,
Denn jedes Stückchen weichte,
Eh ers aus seinem kleinen Hut
Der armen Mutter reichte.

Wie schön war dieser Auftritt nicht,
Wie herrlich diese Scene —
Gott! wenn Gefühl und Liebe spricht,
Wer weint nicht eine Thräne?

So schrieb Liston, und seine fühlbare Seele schwärmte die Stunden des Abends in sanfter Traurigkeit hin; Emiliens Bild war immer vor seinen Augen, er liebte sie unaussprechlich; die ganze Natur hat mehr Anmuth für Liston, der Abend lächelte sanfter für ihn, und die Weste hauchten angenehmerere Düfte von den Blumengebüschen auf seine Wangen.

Seine Seele fühlte sich edler als jemals, und das sanfte Feuer, das seine Adern durchglühte, weckte seinen Geist auf zur Thätigkeit für die Menschheit.

Edle Liebe führt den Menschen zur Tugend, denn sie macht unser Herz gefühl-

voller und empfindsamer. Es ist schön, zween Liebende zu sehen, die um Thaten der Menschenfreundlichkeit wetteifern.

Ich will meine Emilie ganz verdienen, sagte sich Liston, und wie kann ich das eher, als wenn ich ganz den edlen Beruf des Menschen erfülle? — Er suchte Unglückliche auf, und unterstützte sie; die Thränen der Armuth flossen nie vergebens bey Liston, er trocknete sie von den Wangen der Elenden. Er war treu seinem Vaterlande, und thätig für seinen Fürsten; er unternahm die mühesamste Arbeit für das Wohl der Menschheit, und wenn entkräftet sein Geist der Bürde zu unterliegen schien, die er sich auflud, so richtete ein einziger Gedanke an seine Emilie seine gedrückte Seele wieder auf. So hebt sich die entkräftete Blume nach einem schwülen Tage wieder empor; wenn der Abend vom Himmel herabsteigt, und erquickendes Thau sich auf die Fluren gießet.

Nichts gleicht der Macht der Liebe. Alle schöne und grosse Thaten haben wir der edlen Liebe zu verdanken: doch ist diese Liebe wohl noch in unsren Städten zu finden? Wo ist der Altar? wo der Tempel, wo man sie ehrt? Zusammengefallen

sind

sind die Stätten, wo sich einst Helden fürs Vaterland bildeten. Niedrige Wohllust thront auf der Stelle, wo man der Tugend einst Weihrauch streute — oder dort, wo einst das edle Mädchen saß, und die Schweißtropfen von der Stirne des Geliebten trocknete, der fürs Vaterland focht, dort schwelgen unedle Dirnen in den Armen feiger Wohllüstlinge.

An wen kann sich der Jüngling edler Seele ketten? An Närrinnen, an Dirnen, die ihm noch die letzte Kraft seines Geistes abtändeln, um ihn ganz zum Gecken zu machen.

Liston beschäftigte sich ganz mit Emilien, die ein Frauenzimmer von edlerer Art war. Er kannte ihren Werth, und unterhielt sich mit den glänzenden Aussichten der Seligkeit seiner Liebe. Auch täuschten ihn seine Hoffnungen nicht; de la Lure verreiste, und nun war Emilie ganz für Liston entschieden. Der Tag ihrer Hochzeit war schon bestimmt, und nach einigen Tagen war Emilie in Listons Armen. Wer war nun glücklicher als Liston? — — so glücklich war Liston, als die Liebe und eine zärtliche Harmonie gleichgestimmter Seelen

len Sterbliche in dem Besitze der Nothwendigkeiten dieses Lebens machen kann.

Der Gedanke, daß Liston zugleich die zärtlichste Freundinn an seiner Geliebten fand; — der Gedanke, mit ihr alle Vortheile der Welt zu besitzen, gab erst seinem Glücke den vollen Werth.

Listons einzige Beschäftigung war das Glück seiner Gattinn. Die schönsten Rosen blühten in ihrem Zimmer, und hauchten die ersten Düfte des Morgens und die letzten des Abends in Emiliens Gemach. Ein Bach mit angenehmem Gemurmel floß unter dichten Erlenbäumen unweit ihrem Zimmer vorüber, und verbreitete Wonne und melancholische Lust für fühlbare Seelen. O wie glücklich war Liston! wie angenehm verflossen ihm die Stunden des Lebens in den Armen der Liebe. Die Hände umschlungen, Herz an Herz gedrückt, saß er oft an Emilien in dem Schattengange der düsteren Laube, oder wandelte in mondhellen Nächten die Blumenfelder durch, und hauchte Seelenfreuden der Natur ein.

Zwey Jahre lang lebte Liston entfernt von der Stadt, vergessen von der grossen Welt, in dem Schooße des Landes glücklich mit seiner Gattinn. Im dritten Jah-

re seiner Heurath foderte ein dringendes Familiengeschäft seine Entfernung; er mußte nach Rußland zu einer seiner Verwandten. Liston konnte seine Emilie nicht bey sich haben; er führte sie in die Stadt, und vertraute sie einer Dame an. Ich vertraue Ihnen hier, sagte Liston zu der Dame, alles an, was mir theuer im Leben ist; ich vertraue ihrer Obsorge meine Emilie. Auf den Flügeln der Liebe will ich meine Reise beschleunigen, um bald wieder in Emiliens Armen zu seyn. Sorgen Sie für ihr Vergnügen, für ihr Wohl, und verkürzen Sie ihr die Stunden meiner langen Abwesenheit durch jedes erfinderische Vergnügen. So sagte Liston, und nie war in der Welt ein Abschied zärtlicher als der, da Liston und Emilie sich zum letztenmale umarmten.

Emilie, eine junge blühende Schönheit war nun in der Stadt. Allgemach verbreitete sich das Gerücht von Ohr zu Ohr, daß die schöne Gräfinn Liston in der Stadt wäre. Alles war begierig diese Schönheit kennen zu lernen. Im Schauspiele wars, als Emilie zum erstenmale sich öffentlich zeigte. Jeder Blick war auf sie gerichtet; hundert Ferngläser funkelten in den Händen der Stutzer, und jedes Auge heftete

sich

sich auf diese neue Schönheit. Emilie ward gesehen, und bewundert, der Venus gleich, als sie durch die Sonne gieng. Zu Emiliens Unglück war de la Lure wieder in der Stadt, der einer der ersten war, der sich seiner alten Bekanntschaft wegen vorzügliche Rechnung auf Emiliens Gunst machte. Zudringend, wie er war, so versaumte er keine Gelegenheit, wo er Emilie sehen konnte. Schmachtende Blicke, stille Seufzer machten Emiliens unbedachtsames Herz aufmerksam auf den Wohllüstling, und die Liebe gegen de la Lure erwachte wieder in ihrem Busen.

Der Mensch, der seinem Herzen traut, der kennt sich selbst nicht. Es ist ein wunderliches Ding um des Menschen Herz; es giebt Leidenschaften in uns, schlummern oft lange, ein einziger Augenblick erweckt sie wieder, und sie bemächtigen sich stärker unsrer Seele als jemals. Emiliens Herz vergaß ganz ihren Liston, und hiezu trug die Dame sehr viel bey, welcher Obsorge Liston seine Emilie übergab.

Kleine Schäckereyen sind ja Mode in der Stadt; und wie altväterisch sieht die Frau aus, die keinen Galanen hat. Im

Lande der Hinkenden ist Geradegehen ein Verbrechen.

Das war doch dumm gehandelt, Liston, daß du deine Frau in die Stadt gabst, und mehr noch, daß du sie einer galanten Dame vertrautest. Du hast die Weiber wenig studiert, das seh ich schon, sonst wär dir dieser verwünschte Einfall nicht gekommen. Weißt du denn nicht, daß die Eingezogenheit eines edlen Frauenzimmers eine wahre Beleidigung gegen alle andere ist, die's nicht sind? Weiß sticht zu sehr ab, wenn es neben Schwarz steht; scheckicht muß man zum wenigsten werden, wenn man nicht ganz schwarz wird, sonst kann man unter ihnen nicht fortkommen. Dieses alles lernt sich freylich auf dem Lande nicht, hiezu muß man schon in die Stadt. — — Beym Himmel! die Sache ist aber doch nicht so scherzhaft. Wenn man sich einmal solche romanhafte Begriffe vom Frauenzimmer gemacht hat, wenn man seine ganze Glückseligkeit an eine Seele hängt, so glücklich fortschwärmt und träumt, und dann auf einmal aufgeweckt wird, und das Schattenbild verschwunden sieht, so ist dieses Aufwachen für eine gute Seele doch immer traurig. So ergieng es dem armen Liston.

Schwär=

Schwärmerisch, wie er fortreiste, so kam er wieder zurück. Er konnte den Augenblick, seine Emilie wieder zu sehen, kaum erwarten. Seine erhitze Phantasie beschäftigten unzählige Gedanken; er stellte sich die Seligkeit seiner Liebe in der größten Schwärmerey vor, wollte seinen Engel, sein Elisien wieder haben, und fand — statt dem Engel das Weib, statt Elisien die Welt. —

Nichts macht den Menschen unglücklicher, als eine schwärmerische romaneske Liebe; sie besteht in Ueberspannung, und jede Ueberspannung ist schädlich. Wir suchen Wirklichkeit in der Einbildung, und glauben diese Wirklichkeit gefunden zu haben, da wir doch nichts als Einbildung fanden. Es ist eine blosse Unmöglichkeit, daß der Mensch immer in dem Stande der Ueberspannung bleiben könne, denn dieser Zustand ist unnatürlich; daher so gränzenlos unglücklich, wenn wir von unserer Täuschung erwachen, und der entsetzliche Abstand von Einbildung und Wirklichkeit führt den Menschen öfters zur Toll = und Narrheit.

Liston wollte seine Emilie überraschen; unangemeldet kam er auf ihr Zimmer, und fand sie an de la Lures Seite. Wuth

wachte

wachte in seinem Herzen auf, und Raserey bemächtigte sich seiner Seele; er zog den Degen, de la Lure vertheidigte sich, der Kampf wurde heftig, Liston sank, und war tödtlich verwundet. Bey diesem Anblicke erwachte Emilie wieder, sie sah ihr Unrecht ein, und obwohl sie sich in ihrem Herzen nichts als eine kleine Galanterie vorzuwerfen hate, so sah sie sich doch als die schwärzeste Verbrecherinn an, weil sie die Ursache aller dieser Folgen war. Sie stürzte sich auf Liston hin, erwärmte mit den feurigsten Küssen seine sterbenden Lippen; aber kein Wort entfloh mehr seinem erblaßten Munde, als das: Nun ists zu spåt, Emilie! — — Liston starb, Emilie verbarg sich in ein Kloster. Traurig verlebte sie den Rest ihrer Tage, und immer folgte ihr der unglückliche Schatten hres Listons.

Grundsätze und Bemerkungen.

Wenn wir lieben, so müssen wir unter den Personen unsrer Geliebten keine Engel vorstellen, sondern Menschen.

Wir müssen uns aus der Erde kein Elisium schaffen, sondern denken, daß sie die Welt ist.

Schwärmerey macht den Menschen äusserst unglücklich; denn unsere Idealmädchen haben ihr Daseyn in unsrer erhitzten Einbildungskraft, und nicht in der wirklichen Welt.

Liebst du ein Mädchen schwärmerisch, so heurathe dieses Mädchen nicht eher, bis deine Schwärmerey vorüber ist, und liebst du sie dennoch, so wirst du mit ihr glücklich seyn.

So lang du romanesk liebst, so kennst du den Gegenstand deiner Liebe nicht. Alles, was dir an diesem Gegenstande göttlich scheint, ist oft gar nicht darinn zu finden, und liegt nur zu oft in deiner Träumerey.

Nimmst du ein Mädchen zum Weib, so untersuche vorher, ob sie den Karakter einer Freundinn besitzt; hat sie den, so wähle sie.

Vergöttere dein Mädchen nicht als Liebhaber, und sey nie ihr Schmeichler, denn wenn du ihr Mann wirst, so hast du nicht sie, sondern dich selbst betrogen.

Es giebt mehrere Fälle, wo die Männer nur das Mädchen heurathen, als Fälle, wo die Mädchen Männer heurathen. Das Mädchen heurathet meistentheils den Stand,

und die Versorgung, und nimmt den Mann als eine Nebensache mit: was Wunder denn, wenn er so wenig Werth hat?

Die Männer heurathen meistentheils das Mädchen; das will sagen, sie vergaffen sich in ihre Larve und ihr Gesicht, und vergessen auf alles übrige. Es ist dann nicht der Menschen Schuld, wenn sie unglücklich werden, sondern ihre eigene. Du hast dich selbst betrogen, das Mädchen betrog dich nicht.

Es giebt keinen fälschern Satz in der Welt, als den: Ich habe meine Tochter versorgt, wenn man sie verheurathet; die Folge lehrt nur zu oft, daß sie nicht versorgt war.

Ein Mädchen, das einen braven Mann finden will, muß einen gewissen Anstand, eine edle Würde besitzen, und sie wird ihn finden.

Ein Frauenzimmer, das mit jedem liebäugelt, findet Buhler, aber keinen wahren Liebhaber, und findet sie einen, so ist der arme Mann ein betrogener, angeführter Mann.

Die Galanterie des Frauenzimmers hat den Grund in ihrer Eigenliebe; jede galante Frau ist nicht allzeit ungetreu.

Es

Es giebt Frauenzimmer, die viele Anbether haben, und doch ihre Würde zu erhalten suchen, um sich gegen keinen zu erniedrigen.

Das Weib ist schwächer, als der Mann, reitzbar, empfindsamer, und verdient daher auch manchmal Nachsicht für ihre Schwachheit.

Es giebt Fälle, in denen das Frauenzimmer aus Leichtsinn fehlt, und nicht aus Bosheit des Herzens. Ich möchte wohl manchmal wünschen, daß die Männer billiger wären, und Schwachheit von Bosheit zu unterscheiden wüßten.

Das Mannsvolk ist meistentheils hart gegen das weibliche Geschlecht, und dieses ist listig gegen jenes. Die Sache liegt in der Natur. Der Schwächere bedient sich der List gegen den Stärkeren.

Die Männer suchen oft nur die Mädchen zu prellen; nehmen sie es doch, meine Herren! den Mädchen auch nicht übel, wenn sie manchmal einen Mann anführen.

Mit Moralisiren bessert man die Galanterie der Frauenzimmer nicht, denn die Sinnlichkeit ist stärker bey dem schönen Geschlechte als die kalte Vernunft; man suche vielmehr ihren Galanen lächerlich zu ma-

chen, und zeige sich ihnen in einem bessern Lichte.

Sehr wenig Galanen lieben die Frau; die meisten die Mittagssuppe. Es ist doch nicht gar schmeichelhaft für ein Frauenzimmer, ihre Eroberung einem Braten verdanken zu müssen.

Ich kannte auch selbst eine Menge Liebhaber, die aufhörten, Liebhaber zu seyn, als man sie nicht mehr zu Tische lud.

Eine Frau lieben, kann Schwäche seyn; aber eine Frau abzufressen ist Abscheulichkeit.

Brutalität der Männer bessert das schöne Geschlecht nicht; auch nicht Zwang; denn durch Zwang werden sie nur listiger.

Der vernünftigste Mann wird seine Frau nicht wieder zurückführen, wenn sie sich verirrt hat; nur sie selbst bringt sich wieder zurück, und hiezu gehört Gelassenheit und Nachsicht.

Eifersucht ist ein Zeichen der Liebe; kann auch manchmal unsers Stolzes; man aber eifersüchtig seyn, ohne zu lieben.

Es giebt Leute, mit denen ein Vernünftiger eifern kann, es giebt aber wieder Leute, die zu nichts gemacht sind, als sie zu verlachen.

Ein Mann kann eifersüchtig für den Gegenstand seiner Liebe seyn; das Weib gegen mehrere Gegenstände ihrer Liebe, ohne ihnen doch treu zu seyn; es liegt in der Natur, und der Eitelkeit des schönen Geschlechts.

Durch übertriebene Eifersucht bringt man selten die Frau zur Vernunft, denn wie kann ich einer Närrinn Vernunft predigen, wenn ich selbst ein Narr werde? Grämen kann sich der Vernünftige, wenn seine Frau verführt wird; aber der Gram ist von der Eifersucht weit unterschieden.

Das meiste Unglück entsteht in der Liebe aus Mangel der Kenntniß des menschlichen Herzens, wir fodern immer von andern, daß sie mehr seyn sollen als Menschen.

Suche deine Frau zum Gefühl wahrer Freundschaft zu stimmen; zeige dich in jeder Gelegenheit als ihr Freund, und sie wird auch deine Freundinn werden; ist sie aber zu diesem Gefühl nicht mehr reitzbar, so sind alle andere Versuche verloren.

Wenn du ein Weib nimmst, so studiere ihren Karakter als Mädchen. Die Eingezogenheit, Arbeitsamkeit, und ein

gutes Herz hat, hat die beste Anlage zum guten Weib.

Doch wie bewahrt man das gute Weib vor der Verführung in grossen Städten, wo die Galanterie Mode ist? — Das ist eine sehr wichtige Frage, und gehört sehr viel Vernunft dazu, sie zu beantworten — noch mehr aber, sie auszuführen.

Grimalda.

Die Glocke schlug 12 Uhr in der Nacht; den Wächter schauderte vor Kälte auf dem Kirchhofe, und in seinen Mantel gehüllt, eilte er mit seiner Hellebarde die weite Gasse hinunter, und schrie die zwölfte Stunde mit rauher Kehle am Ecke aus. Traurig flimmerte die Flamme in der Laterne, und die Windfahne ächzte auf des Tempels hohen Zinnen. Die Gläser klirrten in den Fenstern, von denen die kleinen Steinchen zurückprellten, die der Wind von den Dächern

chern herabblies. Die Schildwache stand ruhig in ihrem Hause, und ausser dem eintönigen Werda? hörte man keine Stimme in der Gegend; nur dort und da heulte ein Hund, der, weil er keinen Herrn hatte, einsam die Gassen durchtreppelte. Im Palaste wieherte noch zuweilen der Hengst, und stampfte dumpfe Töne aus dem marmornen Stalle weit in die Nachbarschaft mit neu beschlagenen Hufen. So war die Zeit, als Risaldon seine Geliebte verließ, die allgemein bewunderte Rosa. Noch betäubt vom Nektar der Liebe, eilte er die Gasse hinunter, und glaubte noch immer in Rosas Armen zu seyn. Als er ans Ecke der Gasse kam, führte ihn der Weg über den Kirchhof. Gähling sprang ein junger Mensch hinter den Gräben hervor; entblößt war sein Degen, fürchterlich sein Blick. Schlage dich, Risaldon! rief er, wenn du nicht wie eine Memme zur Leiche werden willst. Risaldon zog den Degen, und nach einem kurzen Gefechte sank sein Gegner zu Boden. Ich bin verloren! war sein letztes Wort, und Blut quoll aus der Wunde, das die Erde weit umher röthete.

Die letzten Worte des Unglücklichen, die er mit einer jammernden Stimme ausrief, lockten die Wache herbey; Risaldon mußte sich flüchten, und eiligst verbarg er sich unter der grossen Schwelle der gothischen Kirchthüre eines Nonnenklosters. Risaldon stand eine Weile, und der Lärm war vorüber. Alles wurde wieder auf der Gasse ruhig und stille: er wollte gehen: allein, als er sich noch unentschlossen an die Thüre lehnte, so merkte er, daß sie nicht verschlossen war. Die Neugier reitzte ihn, er begab sich in die Kirche, und gieng langsam hinauf bis an die Treppe des Chors. Da stand er, und dankte dem Schöpfer für die überstandene Gefahr. Gähling hörte er ein dumpfes Geräusche; er sah sich um, und eine frauenzimmerähnliche Gestalt stieg aus der Erde hervor. In ihrer Rechten blinkte ein blutiger Dolch, und in der Linken brannte ein halb verloschenes Licht. Was willst du, rief ihr Risaldon zu, in dieser fürchterlichen Stunde der Nacht? In dieser Kleidung? In diesem Orte? Was willst du? Die Unbekannte blieb stehen, und augenblicklich geschwind, wie ein Blitz, packte sie Risaldon beym Halse. Du bist in meiner Gewalt,

Un=

Unglücklicher! schrie sie; du bist des Todes, wenn du nicht sagst, wie du hieher kamst. — Risaldon erzählte, was ihm begegnete, wie er hieher kam, und die Thüre offen fand. Gut! fuhr die Unbekannte fort, du bist ein Mörder; auch ich habe gemordet; aber so gemordet, daß kein Mord dem meinigen gleichet. Komm mit mir, und sieh, was ein erzörntes Weib zu thun im Stande ist.

Risaldon folgte der Unbekannten; sie führte ihn in eine Todtengruft hinunter. Da lag ein junger Mensch ausgestreckt in seinem Blute; sein Herz lag neben ihm in Stücke zerrissen, und Blut beträuft waren die Todtenknochen, die in der Kruft zerstreut umherlagen. Sieh! fieng die Furie an, sieh! an diesem Anblicke weidet sich mein Herz. Ich habe den gemordet, den ich liebte. Dieses Herz, das mich treulos verließ, dieses Herz war in meiner Gewalt, und ich habe mich abgekühlt, und Blut für den brennenden Durst getrunken, der meine Seele verzehrte.

Risaldon bebte zurück. Blässe deckte seine Wangen, und ein kalter Schauder durchströmte jedes seiner Glieder. Da, setze dich auf dieses Grab, sagte das fürchter-

terliche Weib, und stellte die Lampe auf den todten Körper hin, daß der Schein ins blasse Gesicht des Ermordeten fiel: dann leckte sie das Blut vom Stahl. O wie das köstlich schmeckt! fuhr sie fort, und ihr Auge funkelte, wie das Auge einer ergrimmten Löwinn. Risaldon wagte es nicht, seinen Blick gegen ihr zu erheben; nur seitwärts blickte er sie schüchtern an, und sah die schönste Bildung, verunstaltet von Gram und von Rache.

Weiß, wie eine Nonne, war sie gekleidet; ein kastanienbraunes Haar wallte ihre Schultern hinunter: zerstreut flatterte ein Theil ins Gesicht. Feurig rollte das schwarze Auge unter ihrer weissen Stirne; blaß waren ihre abgehärmte Wangen: aber doch in den häßlichen Zügen der Wuth ließ sich ihre hingewelkte Schönheit nicht ganz verbergen.

Nach einer Weile fieng sie an: Ich bin die Tochter eines reichen Venetianers, und nenne mich Grimalda. Mein Vater liebte mich unaussprechlich, und ich war die einzige Freude meiner Mutter. Ich war ein Mädchen von ohngefähr fünfzehen Jahren, als eine Menge junger Freyer sich meldeten. Mein Vater wollte mich noch vor seinem

Tode

Tode verheurathet sehen, und wünschte nichts so sehnlich, als daß ich einen Gatten wählen möchte. Du bist reich, sagte er mir oft, liebe Tochter! und du kannst das Glück eines guten Jünglings machen. Wähle nach deinem Herzen; diesen Vortheil hat manches gute Mädchen nicht. Viele Kinder sind oft mittellosen Aeltern zur Last; man biethet sie feil, wie eine Waare, und sie werden manchmal das traurige Opfer ihrer mühseligen Umstände.

In dieser Lage war ich nicht; allein mein Herz war kalt, und kein Jüngling war unter der Menge der Freyer, die um mich warben, der mir gefiel. Ich hatte eine schwärmerische Phantasie, und ein Herz, das ausserordentlich stark fühlte. So spröde, als ich schien, so ganz gefühlvoll war ich. Meine Einbildungskraft beschäftigte sich mit einem Ideale eines guten Jünglings. Ich möchte ganz geliebt werden, wie ich fähig wäre zu lieben, und Seligkeit und Wonne wären mir die Tage meines Lebens. So schwärmte ich, und liebte, ohne den Gegenstand meiner Liebe zu kennen. Die Gesellschaft der grossen Welt hatte keinen Werth für mich; ich wandelte gerne unbemerkt in einsamen Orten,

ten, und unterhielt mich mit den so wenig bekannten Freuden der Natur

Ich war in einer grossen Stadt, und die Seltenheit meiner Denkart konnte nicht lange verborgen bleiben. Ein Junge vom Adel, der ein ausgelernter bübischer Betrüger war, studierte bald meinen schwärmerischen Karakter. Er wußte, daß ich reich war, und hatte daher Absicht auf meine Hand. Er sah, wie gleichgültig mir alle die Freyer waren, die mich umrangen; wie kalt ich sie behandelte. Er belauschte alle meine Schritte, beobachtete alles, was in meiner Seele vorgehen konnte, und als er mich vollends ausgelernt hatte, nahm er seine Maske, und fieng an mich unter dieser Maske zu hintergehen.

O ich armes, romanskes, schwärmerisches Mädchen! — Wie sehr ward ich hintergangen — betrogen! — — Bey diesen Worten erhob sie sich hastig von dem Grabe, worauf sie saß, zerraufte ihr Haar, zerriß mit ihren Nägeln die Brust, daß das Blut in Strömen über ihren entblößten Busen herabfloß. O daß jeder Tropfen Blut zum brennenden Gift würde! fieng sie an, daß jede Thräne einem versengenden Schwefeltropfen glich, die aus

die-

diesem Auge noch auf den Körper dieses Bösewichts fallen kann! — Ach! schwacher Sterblicher! warum hattest du nicht tausend Leben, daß ich dich tausendmal hätte tödten können? Warum hattest du denn nur ein Herz? Ich wollte, du hättest zehne gehabt, damit meine Nägel jedes hätten zerfleischen können! Boshafter Verräther! du spieltest so mit meiner Unschuld! — du betrogst mich so abscheulich, und ich liebte dich so unendlich und getreu! Ich hätte mein Leben mit dir getheilt, und du gabst mir den Tod! In den Becher der Liebe streutest du Gift — auf das Rosenbette der Wonne Dörner — und Schlangen verbargst du unter den Blumen, die den Sitz meiner Zärtlichkeit umgaben! — Ungeheuer! ist es möglich, daß es solche Menschen giebt! warum hast du mir es denn nicht gesagt, daß du mich nicht liebtest? — Du hättest mir ja mein Vermögen rauben können, ohne mich zu betrügen, ohne mich so gränzlos elend zu machen — aber nein! das wolltest du nicht, heuchlerischer Bube! Betrügen — das war deine Lust, und Rauben deine Freude.

So rasete die Unglückliche, und ermüdet sank sie zurück, und warf sich der Länge

ge nach auf den Grabstein, und röchelte, als wäre sie schon in den Armen des Todes. Ihre Augen rollten fürchterlich in ihrem Kopfe, ihre Wangen wurden bleicher, als die Wangen der Leiche, die neben ihr lag, ihre Nase spitzte sich zu, der weisse Schaum trat aus ihrem Munde, und ihr Zustand war der erbärmlichste der Creaturen. Nach einer Weile richtete sie sich wieder auf; spreitzte sich mit einer Hand an die Leiche; mit der andern ergriff sie den eisernen Ring, der auf dem Marmor eines Grabsteines hieng; sie blickte nach Risaldon, ihr Auge wurde sanfter; aus ihren Zügen verschwand die Wuth, Harm und Leiden trat an die Stelle des Zorns; heftig pochte ihr Herz, und heisse Thränen flossen ihre Wangen herunter. Was habe ich gethan! fuhr sie fort; Abscheu der Natur! ich habe gemordet — Gott! abscheulich gemordet — unter dem Vorwand der Liebe gemordet! zu was ist doch der Mensch nicht aufgelegt! — Verzeih mir, du, den ich liebte! — verzeih mir! jenseits des Grabes ist kein Betrug mehr. So seufzte sie, und mit ausgestreckten Armen sank sie auf Risaldons Busen, und weinte, daß eine Thräne die andere schlug.

Nun ist mir wieder leichter, sagte sie, daß ich noch ein Menschenherz fand, an dem ich weinen kann. Höre mich, Risaldon! und ist dein Herz nicht ganz gefühllos, so fluche mir nicht, sondern bedaure mich. Ich war kein böses Mädchen; hatte kein Herz, das zu Betrug und Tücke aufgelegt war; habe niemanden hintergangen, niemanden betrogen; ich liebte aufrichtig und wahr; aber man spottete meiner Liebe, und verhöhnte meine Zärtlichkeit. Sag mir, Risaldon! haben denn eure Gesetze keine Strafe für Räuber, die das Vermögen der Mädchen unter dem Vorwande der Liebe rauben? Giebt es keine Strafen für Barbaren, die Sklavinnen aus ihren Geliebten machen, um ihnen ihr Vermögen gesetzmäßig abzuhandeln? — Reich seyn, und sich die Sklaverey erkaufen müssen, das ist doch hart, und dieß ist doch das Schicksal so manchen reichen Mädchens, und der Staat — guter Risaldon! — duldet er nicht diesen Betrug? Ihr Männer! ihr habt die Gesetze gemacht — ja, ihr habt sie gemacht, das fühlen wir in mancher kummervollen Stunde; wo soll das wehrlose Mädchen Hilfe suchen? Auch Grimalda hat es erfahren: ich ward hintergan-

gen,

gen, betrogen. Dieser junge Venetianer, dessen Körper da bey deinen Füssen liegt, der wußte mein leichtgläubiges Herz zu täuschen; unter dem Vorwande der zärtlichsten Liebe wußte er sich meiner Schwachheit zu bemächtigen; er spielte die Rolle des Empfindsamen, und wußte es dahin zu bringen, daß ich ihm meine Hand gab. Ich liebte ihn unaussprechlich; aber kaum war er mein Gemahl, als er die Larve vom Gesicht nahm, und sich verrieth, daß er nicht mich, sondern mein Geld geheurathet hatte. Er vergalt meine Liebe mit Untreue, meine Zärtlichkeit mit Härte. Er spielte, und verzehrte die Renten, die ich ihm zugebracht, in den Armen einer schandvollen Buhlerinn. Auf ihre Veranlassung wurde ich nach dem Tode meines Vaters in ein Kloster gebracht, und mußte die Frühlingstage meines Lebens inner diesen Mauern verleben. Meine Liebe verwandelte sich in Rache. O Risaldon! könntest du Briefe lesen, die ich ihm schrieb — lesen, was Zärtlichkeit und Liebe mir in die Feder gab, und weinen würdest du über die arme Grimalda. Vergebens waren alle meine Versuche: endlich war ich meines Lebens müde, und ein jäher Zufall brachte den Ent-

schluß

schluß meiner Rache zur Reife. Ich entfloh aus dem Kloster, in dem ich war, und kam in die Stadt wieder zurück, und in diesem Kloster hier bringe ich bereits unbekannt vier ganze Jahre zu. Mein Mann, der mich für verstorben hielt, verheurathete sich zum zweytenmale, und machte das zweyte Weib so unglücklich, als das erste, indem er noch immer in den Armen einer Buhlerinn lebte; die Familie aber nahm sich des unglücklichen Weibes an, und seine Buhlerinn wurde in dieses Kloster, wo ich hier wohne, gebracht. Ich erfuhr ihre Geschichte aus ihrem Munde, denn sie machte mich zum Vertrauten ihrer Liebe. Sie kannte mich nicht, wußte nicht, wer ich war, bis heute, da sie mich kennen lernte. Um Mitternacht wurde hier in diesem schaudervollen Orte die Bestellung der Liebenden gemacht; hier hätte mein Gemahl die Wonne der Liebe in den Armen seiner Buhlerinn genießen sollen. Alles war bereitet, die Stunde der Mitternacht war die Stunde ihrer Zusammenkunft. Ich benützte diese Gelegenheit als die Vertraute meiner eigenen Mitbuhlerinn.

Ich versperrte die Beyschläferinn auf ihr Zimmer, und erwartete den feurigen Liebhaber

haber an der Schwelle des Tempels; führte ihn in diese Kruft, und da er glaubte, seine Geliebte zu umarmen, stieß ich ihm den Dolch in seine Brust, und gab mich dem Ungeheuer zu erkennen. Seine Buhlerinn sitzt noch versperrt auf ihrem Zimmer, und sie soll leben, um zu fühlen, was es heißt, das zu verlieren, was man liebt.

So sprach Grimalda, und führte Risaldon bis an die Thüre der Kirche wieder zurück. Kehre nun zurück, sagte sie, und erzähle der Welt, was verschmähte Liebe vermag. Dann schloß sie die äherne Thüre mit solcher Gewalt zu, daß weit umher die Gegend davon ertönte.

Der Morgen graute schon, und Risaldon wollte keine neuen Auftritte mehr in dieser Stadt erwarten. Er verließ seine Rosa, die ihn betrog, die eine niedrige Buhlerinn war, und von der er erfuhr, daß der junge Mensch, der ihm auf dem Kirchhofe vorpaßte, ein bestellter Meuchelmörder war. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück: oft dachte er noch an Grimalda; aber so sehr er sich immer erkundigte, so konnte er das Ende dieser sonderheitlichen Szene nicht mehr erfragen.

Grund-

Grundsätze aus Erfahrung.

Es giebt Männer, die nur des Geldes wegen heurathen, und das Mädchen dann höchst unglücklich machen.

Es ist ein grosser Vortheil für ein Mädchen, reich zu seyn; ein reiches Mädchen bekömmt gewiß einen Mann; aber sicher ist sie nicht, ob dieser Mann ihr Geld heurathete, oder sie; erst nach einigen Jahren ihrer Heurath kann sie hierüber zuverläßig urtheilen. Ein armes Mädchen ist in diesem Punkte weniger dem Betruge ausgesetzt, als ein Reiches.

Es ist abscheulich des Geldes wegen ein Mädchen unglücklich zu machen; aber darüber kümmert man sich nicht viel, denn es giebt gewisse Arten von Räubereyen, die privilegirt sind.

Die Mädchen bilden sich alle ein, man heurathet sie aus Liebe. Ihre Eitelkeit ist Schuld daran, daher kennen sie die Stimme des Lockvogels nicht, und gehen ins Garn.

Es schmeichelt freylich unsrer Eigenliebe nicht, wenn man sich denkt, dieser Mensch ist der deklarirte Liebhaber meines Geldes: allein um nicht unglücklich zu werden, gute Mädchen! muß man die Menschen be-

urthei-

urtheilen, wie sie sind, und nicht, wie sie seyn sollen.

Die Liebhaber, die des Geldes wegen Mädchen werben, sind nicht so hart zu erkennen, als man glaubt; man darf nur ein wenig aufmerksam seyn.

Ich will hier einige Karaktere aufzeichnen; beurtheilt eure Liebhaber darnach, und rettet euch von der drohenden Gefahr; schmiedet euch aus eurem Silber nicht selbst die Ketten des Unglücks, und kauft euch nicht um euer Gold die Fesseln des Elendes; ich warne euch gutmeynend; denkt an die arme Grimalda.

Karaktere.

Dorimon ist der Sohn eines armen Junkers; sein Karakter ist verschwenderisch. Die Mutter Natur gab ihm einen grossen Kopf, der aber nicht denken konnte, und kleine Hände, die nicht arbeiteten. So bringt er sich auf Unkosten ehrlicher Leute fort, macht Schulden, und bezahlt nicht; borgt, und giebt nichts zurücke. Nun hört er von einem Mädchen; er kennt sie nicht: aber er will sie zur Frau, denn sie hat Geld. Das Mädchen soll des Junkers

Thorheiten gut machen. Er wirbt um sie; der Vater läßt sich blenden, giebt seine Tochter diesem Narren zum Weibe. Dorimon bezahlt mit dem Heurathgut seine Schulden, und verschwendet das Uebrige. Nun ist das Mädchen im Elende; ihr Geld ist hin; sie hat an Dorimon keinen Freund — keinen Mann, der sie ernähret. Er ist nichts als ein Narr, der um so viel Geld zu theuer gekauft war, um die Last eines guten Mädchens zu seyn.

Herisson ist eine andere Art von Partheygängern; der hat seine eigene Spionen. Er weiß zuverläßig, wo eine reiche Wittwe, oder ein reiches Mädchen, oder ein wohlhabendes Weib ist. Seine Lebensgeschichte ist die merkwürdigste. Von seiner ersten Jugend an machte er den Galanen ums Geld; suchte alte Wittwen auf, und ließ sich ernähren, so lang sie etwas hatten. Wo er ein reiches Mädchen wußte, suchte er ein Eheversprechen abzulocken, dann ließ er sich nicht mehr abtreiben, bis sich das Mädchen nicht mit einigen hundert Gulden loskaufte. Seine Grundsätze in Rücksicht des schönen Geschlechts sind die abscheulichsten. Er ist zu allen Niederträchtigkeiten aufgelegt, wenn es darauf

an=

ankömmt, Geld zu erhaschen. Er wirbt um ein Mädchen, und tritt es einem andern wieder ab, der es ihm abkauft. Er sieht das Frauenvolk als eine Waare an, daraus sich Profit ziehen läßt. Unglücklich die Schöne, die in seine Hände fällt; sie ist ein unglückliches Opfer ihrer Unbesonnenheit.

Der Mann, der um ein Mädchen des Geldes wegen werben kann, ist ein Niederträchtiger.

Wahre Liebe gründet sich auf die Hochschätzung einer Person; nicht auf den Werth ihrer Dukaten.

Trägst du einem Jünglinge deine Tochter an; und er frägt dich, was hat sie Heurathgut? so gieb sie ihm nicht, denn er wird sie unglücklich machen.

Trägst du einem Manne deine Tochter an, und er frägt dich, ist sie gut? häuslich? fähig, Gattinn und Mutter zu seyn? so sieh diesem Manne recht ins Gesicht, und wenn sein Auge nicht lügt, so hast du eine gute Wahl für deine Tochter getroffen.

Mädchen! wenn ihr reich seyd, und einen Mann nehmen wollt, und wissen möchtet, ob dieser Mann euch liebt, oder

euer

euer Geld, und ob ihr glücklich mit ihm seyn werdet, so beurtheilt ihn nach diesen Regeln, die ich hieher setze.

1. Erkundigt euch um seinen Karakter. Ist er verschwenderisch, filzig, ehrgeitzig, ein Spieler, oder ein Säufer, oder ein Wohllüstling, so traut ihm nicht, wenn euch euer Wohl heilig ist. Der Verschwender wird euch euer Geld vertändeln; der Filzige wird Menschen damit unglücklich machen; der Ehrgeitzige wird sich Ruhm und Ehrentitel damit erkaufen; der Spieler wird euch die Karten, der Säufer den Wein, und der Wohllüstling eine Buhlerinn vorziehen. Nehmt so einen Mann nicht.

2. Wenn ihr von seinem Karakter nichts erfahren könnt, so seyd auf eurer Hut, ob er sich nicht verstellt, und prüfet ihn selbst.

3. Beurtheilt ihn aus seinen Handlungen gegen andere Menschen. Liebt er seine Aeltern, behandelt er mit Güte seine Untergebene, ist er wohlthätig, menschenfreundlich, so wird er ein guter Mann werden, der euch auch gut behandeln wird.

4. Männer, die ihre Aeltern nicht lieben, werden noch weniger ihre Weiber lieben.

5. Männer, die ihre Untergebenen hart behandeln, werden auch ihre Weiber hart behandeln.

Diese Grundsätze sind zuverläßig; sie liegen in der Natur des rohen leidenschaftlichen Menschen.

6. Bemüht euch weiters zu erfahren, welche Bekanntschaften euer zukünftiger Mann vor euch gehabt hat. Wenn er nur immer nach reichen Mädchen strebte, so kann euch der Werber verdächtig seyn.

7. Waren es gute, edle Kinder, die zugleich reich waren, um die er warb, so mindert sich der Verdacht, und seine Absicht kann edel gewesen seyn; waren es aber plumpe Dirnen, oder leichtfertige, ausgelassene Mädchen, die Tugend nicht — nur Geld hatten, und euer Liebhaber warb einst um sie, so seyd vergewißt, daß seine Absicht nur Geld ist, daß er nicht euch liebt, sondern nur euer Vermögen.

8. Laßt euch dann durch alle Zärtlichkeiten, durch alle Versicherungen nicht blenden; es ist alles Verstellung, alles zielt dahin, die Absicht zu erreichen, und ist sie erreicht, so verschwindet dann alle Zärtlichkeit wieder.

Da sind nun Lehren für die Mädchen; nun auch für uns Männer.

Ein guter Mann, der ein reiches Mädchen zum Weib nehmen will, muß auch ihren Karakter kennen, wenn er nicht unglücklich werden will.

Es giebt Mädchen, die sonst gar keine Verdienste haben, als ihr Geld. Geld — und wieder Geld ist oft das einzige Wort solcher Mädchen. Ich hab dich zum Mann gemacht, durch mich bist du das geworden, was du bist ꝛc. Für einen Mann, der Gefühl hat, taugt ein reiches Weib ohne Seelengefühl nichts, und wie viel giebt es reiche Mädchen, die zu sanften Empfindungen erzogen sind? — Es giebt wenig: — aber diese wenigen, wo finden sie auch Männer, die ihrer würdig sind?

Ich muß hier eine launische Bemerkung beysetzen, die ich einst auf dem Lande machte; ihrer Seltenheit wegen brachte ich sie in Reime.

Eine Reisebegebenheit.

Ich reiste einstens auf dem Land —
Wer hätt' es glauben können?
Da wars, wo ich ein Weibchen fand,
Die Zierde aller Schönen.

Entfernt von Städten lebte sie,
Ganz auf dem Land vergraben.
Die holdste Phisiognomie,
Ein Herz voll edler Gaben.

Ihr Mann, der war nach altem Brauch,
Grob, roh und unbescheiden:
Er kannte, ausser seinem Bauch,
Nicht viel von Menschenfreuden.

Starr, wie Herrn Kempels Schachmaschin,
In Rücksicht ihrer Steife;
So saß er öfters am Kamin,
Und schmauchte eine Pfeiffe.

Und ausser einem groben Ho!
Was ist wohl hier zu machen?
So hörte ich wahrhaftig do,
Gar nicht viel kluge Sachen.

Man schwätzte so in Tag hinein,
Und mußte disputiren;
Sein schwarzer Schreiber, dick und klein,
Der sprach stets vom Regieren.

Wär ich ein Fürst, so fieng er an,
Ich wollt es woh erfinden;

Dann

Dann griff er nach dem Küchenspann,
Um selben anzuzünden.

Er stopfte fest sein Pfeifchen ein,
Und zog nach allen Kräften
Das Flämmchen in die Pipp' hinein,
Noch murmelnd von Geschäften.

Ey was! — hier spuckt er räuspernd aus —
Das Land muß man verwalten:
Und endlich kam so viel heraus:
Die Sache bleibt beym Alten.

Seitwärts da saß voll Schmutz und Koth
Der Schultheiß, lachte sehnlich.
Die Nase war wie Scharlach roth,
Der Wangen Kupfer ähnlich.

Der Junkers Weibchen sprach kein Wort;
Sie stand ganz in der Ferne,
Und zählte bey dem Fenster dort
Am Firmament die Sterne.

Ich sah ihrs an der Stirne an,
Sie stirbt vor langer Weile,
Denn der Baron, ein dicker Mann,
War traurig, wie die Eule.

Mir gieng des Weibchens Schicksal nah,
Ich suchte sie zu trösten,
Und fand bey meiner Seele da
Ein Weibchen von den Besten.

Fromm war sie, edel, hold und gut,
Und wie die sanfte Taube
Ward dieses arme gute Blut
Dem Geitzigen zum Raube.

Man sah in ihrem sanften Blick,
Und las in ihrer Seele
Ihr ganzes klägliches Geschick,
Und ihre Unglücksfälle.

O wie unglücklich bin ich nicht!
So sprach die fromme Schöne,
Der Mann! — ihn lieben ist nun Pflicht;
Und weinte eine Thräne.

Er liebte nie; er nahm mein Geld,
Und hintergieng mich gräulich.
O Freund! wer mich für glücklich hält,
Der trüget sich abscheulich.

Taback und Bier — Bier und Taback,
Ist seine ganze Freude.

Zu Fluchen, Schnarchen sein Geschmack;
Nun denken Sie mein Leide.

Hier drückte sie mir sanft die Hand,
Und wandt' den Blick zur Erden;
Ich fühlte, daß sie es empfand,
Was heißt, betrogen werden.

Wie Blumen, die vom Nord verblühn,
Vom Kummer aufgerieben,
Sank dieses Weib zur Grube hin,
Erschaffen nur zum Lieben.

Ihr Mann, der sprach: O tröst sie Gott!
Und stranzte seine Glieder.
Warf mit der Schaufel auf sie Koth,
Und nahm den Bierkrug wieder.

O Väter! hört, ich bitte euch,
Gebt Männer euren Kindern;
Macht keinen solchen Narrenstreich,
Und gebt sie solchen Rindern.

Wie kann ein solcher Grobian
Ein Mädchen glücklich machen?
Dumm ist er, wie ein Indian,
Und pöbelhaft zum Lachen.

Ein plumper Kerl hat kein Herz,
Laßts euren Töchtern sagen.
Glaubt mirs, es ist gewiß kein Scherz,
Heurathet keinen Magen.

Erwin und Celie.

Erwin war arm. Als ein Knabe von sechs Jahren verlor er schon seine Aeltern, und ward dem Elende preiß. Die Frau von Berner, die zärtlichste Freundinn von Erwins Mutter, nahm sich des unglücklichen Waisen an, und erzog ihn mit ihren Kindern.

Der Knabe war hofnungsvoll; seine Fähigkeiten entwickelten sich mit den Jahren, und seine Seele ward so schön, als der Bau seines Körpers; ohne Hochmuth, ohne Niederträchtigkeit war Erwins Seele — edel war er, und gut.

Frau von Berner hatte eine Tochter, die Celie hieß. Die Bildung eines irdischen Engels war Celiens Bildung. Mit

Ver=

Verstand verband sie feines Gefühl, und Schönheit mit Herzensgüte. Man sah Celien nicht, ohne sie zu lieben, denn die sanfte Ruhe der Tugend breitete ihre Zierde an ihrer Stirne aus, und ihre Wangen waren einem Rosentempel gleich, der der Eingezogenheit geweiht ist. Celie, ganz geschaffen zur Liebe, suchte ein Herz, das ihrer würdig war. Lieben, und geliebt werden, hielt sie für das größte Glück der Welt. Sie dankte dem Himmel nur darum für ihre Schönheit, daß sie durch selbe einem einzigen Sterblichen gefiel. Dieser Sterbliche war Erwin. Celie liebte ihn — ohne Vorwürfe ihres Herzens liebte sie ihn, denn Erwin war tugendhaft. Ihre Seele erröthete nicht bey diesem Gedanken; sie überließ sich ganz ihrer Empfindung. Ich liebe ein tugendhaftes Wesen, sagte Celie, meine Mutter stellte Erwin selbst zum Muster der Tugend ihrem Sohne vor, und keiner unsrer Diener spricht Erwins Namen aus, daß nicht eine Thräne der Liebe sein Auge verläßt. O wie glücklich werde ich seyn, wenn auch Erwin mich liebt! Unsterbliche Gottheit! leite sein Herz, und errege gleiche Gefühle in seinem Busen! —

Ganz Natur, ganz Liebe war Celie. Sie hörte keine andere Stimme, als die Stimme ihres Herzens, und glaubte, daß nur Erwin für sie geschaffen sey. Sie dachte nicht, daß Erwin arm, und ohne Unterstützung war, und sie wußte noch nicht, daß die edelsten Gaben der Seele in den Augen der Pracht verschwinden. Erwin war auch ganz Leidenschaft; sein Herz hieng ganz an Celien; er glaubte sich edler, er fühlte sich grösser seit der Zeit, als er Celien liebte. Seine Ehrfurcht war ganz seiner Liebe gleich; sein Blick war schüchtern; selten erhob sich sein Auge auf Celien; er zitterte, wenn er sie ansah; er ward bleich, wenn sie bey ihm vorübergieng, und erröthete, wenn sie mit ihm sprach; alles dieß sagte Celien, wie sehr Erwin sie liebte. Herzen, die sich lieben, verstehen sich leicht einander, so verstanden sich Celie und Erwin.

Celiens Mutter beschäftigte sich mit dem grossen Gedanken, das Glück ihrer Celie zu machen. Sie spürte die aufkeimende Leidenschaft zwischen Erwin und ihrer Tochter; allein sie sah sie für unbedeutend an, und glaubte nicht, daß ein Mädchen, so reich, wie Celie war, einen armen Menschen lieben könnte.

Erwin

Erwin ward Offizier; sein Beruf foderte seine Entfernung, Celie weinte; aber Grösse war in des Mädchens Seele, und ein sanftes Zulächeln sagte Erwin, wie sehr ihm Celie gut war. Erwin hoffte, ganz ihrer würdig, seine Celie wieder zu sehen. Diese Zeit durch will ich ganz ihre Liebe verdienen, so sagte sich Erwin, und voll edler Entschließung verließ er die Stadt, und eilte zu seinem Regimente. Ein einziger Kuß auf Celiens Hand war das Geschenke, das Celie der Zärtlichkeit Erwins machte. Ehrfurchtsvoll drückte er lange diese Hand an seinen Mund, und sein Herz schien in diesem Augenblicke ganz auf seinen Lippen zu seyn. Erwin war nun von Celien entfernt; allein, Erwins Herz war immer bey seiner Geliebten; ihr Bild folgte ihm unabläßig nach; sie war bey ihm im Gezelte, bey ihm in der Schlacht, und Muth und Tapferkeit war in Erwins Seele bey dem Gedanken seines Mädchens. Wenn er, ermüdet vom Kampfe, auf dem einsamen Hügel saß, und mit schauderndem Blicke das weite Feld übersah, das mit blutigen Leichen bedeckt war, wenn Gram sein Herz, und Elend seine Seele folterte, so war die Erinnerung an Celien

Trost für sein Herz, und Labsal für seine Seele. Endlich kam Erwin wieder zurücke; an der Seite seines Obersten, des tapfern Freyherrn von Moriz, sah er das erstemal seine Celie wieder. Sie ward die Zeit durch noch weit schöner, als sie damals war, wie sie Erwin verließ. Ihr Anstand, ihr ungezwungenes Wesen, ihr holder Blick erhöhte ihre Reitze, und vermehrte noch mehr Erwins Leidenschaft. Der Oberste sah das Mädchen, und ward in sie verliebt; er hörte, daß Celie reich sey, und schon war sein Entschluß gefaßt, sie zu heurathen. Erwin mußte des Obersten Vertrauter seyn, ihm entdeckte er seine Absicht. Erwin zitterte; Todtenblässe überzog seine Wangen; er fühlte nun, wie tief Celie in seinem Herzen war. Einsam schlich er herum in traurigen melancholischen Orten, und Thränen, die er für Celien weinte, waren alles, was ihn tröstete. Celie, so sprach er oft mit sich selbst, wird in den Armen des Obersten glücklich seyn, er ist reich; er ist angesehen bey Hofe; was bin ich? — Ein armer Bettler — ohne Glück, dem Schicksale preisgegeben — der nichts besitzt, als ein Herz, das Celien liebt.

Graf

Graf Moriz versäumte keine Gelegenheit, Celiens Mutter zu sprechen. Er entdeckte ihr seine Absicht auf ihre Tochter, und die Mutter versprach dem Obersten Celiens Hand. Sie dankte dem Himmel in ihrem Herzen für dieses unverhofte Glück. Der Freyherr von Moriz war Innhaber eines Regiments, und besaß jährliche 40000 Gulden Einkünften.

Die Frau von Berner ließ ihre Tochter rufen, und eröffnete ihr, daß Moriz sie heurathen wolle. Wie vom Donner getroffen, stand Celie da; die Rosen ihrer Wangen verblichen, und Thränen rollten auf den pochenden Busen herunter. Celie liebte ihre Mutter, sah sie immer als ihre einzige Freundinn an, und eröffnete mit einer seltnen Offenherzigkeit ihre ganze Seele. Ich liebe Erwin, sagte sie; er ist edel und gut; er liebt mich, und ohne ihm bin ich nicht glücklich. Die Frau von Berner sah, wie sehr Celie für Erwin fühlte. Sie wollte ihre Tochter nicht zur Verzweiflung treiben, und nahm nun ihre Zuflucht zur Verstellung. Es ist wahr, sagte sie, Erwin ist edel; aber er ist jung; weißt du wohl, ob er dir getreu ist? — wir wollen

ihn prüfen, Tochter! und wenn er deiner würdig ist, so sollst du seine Hand haben.

Celie war nun ganz glücklich; ihr tückeloses Herz kannte die Verstellung nicht. O ich werde meinen Erwin besitzen, rief sie; denn seine Liebe hält jede Prüfung aus. Nach wenig Tagen kam Erwin zu Celiens Mutter. Braver Erwin! fieng die Frau von Berner an, lieber Sohn! den ich erzog, der so viel, als mein Sohn ist, ich habe eine einzige Bitte an dich, wirst du mir sie wohl abschlagen?

Erwin. O meine Mutter! wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn mein Leben diese Bitte wäre! wie gerne wollte ich es hingeben, um ihnen zu beweisen, wie sehr Erwin ihre Güte fühlt.

Fr. v. Berner. Es ist nicht dein Leben, das ich begehre, aber doch etwas, das du vielleicht am Werth deinem Leben gleich hältst. Gieb mir das wieder, was du mir genommen hast, gieb mir das Herz meiner Tochter wieder. Sie liebt dich, und würde unglücklich seyn. Die besten Heurathsanträge biethen sich an, — ich bitte dich, verlaß den Gedanken, sie zu besitzen, wenn du je Dankbarkeit für mich hast.

Er-

Erwin war stumm; Thränen waren seine Sprache. Ich will eine Antwort, sagte die Frau von Berner, und nicht Thränen.

Erwin. Verzeihen Sie, liebe Mutter! den ersten Ausdrücken des Gefühles, der Schmerz behauptet seine Rechte, und läßt sich nicht unterdrücken. O daß Celie glücklich seyn möchte! — glücklich — so wie ich es wünsche. Ich liebe sie — ja! — ich liebe Celien mehr als mein Leben; aber ich werde nie die Pflicht der Dankbarkeit vergessen, die ich ihrer Mutter schuldig bin. Ich will Celien nicht mehr sehen, aber nur das erlauben Sie mir, daß ich sie noch beweinen darf.

Fr. v. B. Du bist meiner ganzen Achtung würdig, Sohn! setze dich daher, und schreibe an Celien, daß du sie nicht mehr liebst, daß du eine andere anbethest.

Erwin. Ich soll schreiben, daß ich Celien nicht mehr liebe? — O nein! das kann ich nicht — das wäre eine Lüge, und Erwin hatte nie eine Lüge gesagt.

Fr. v. B. Schreib, wenn je das wahr ist, dessen du mich versichertest.

Erwin. Ich kann nicht. — Ich schwör' es Ihnen, ich will Celien nicht

mehr

mehr sehen; ich will diese Stadt verlassen; einsam den Tod in einem Winkel aufsuchen: aber ihr es sagen, daß ich sie nicht liebe — — das kann Erwin nicht.

Fr. v. B. So geh, Undankbarer! und vergiß alles, was du mir schuldig bist. Störe die Ruhe einer Familie, die dich, wie ihr Kind aufnahm; raube die Tochter deiner Gutthäterinn, und triumphire über die Thränen, die ihre Mutter vergießen wird.

Erwin. Gott! wie ungerecht sind Sie! der Himmel ist ja mein Zeuge, wie sehr ich gegen Sie Dankbarkeit fühle. Was habe ich Ihnen denn gethan? — Daß ich Celien liebe — ist das ein Verbrechen? — Ich entsage ihr ja — —

Fr. v. B. Schreib!

Erwin. Gut! so setzen Sie den Brief auf. Schreiben Sie, was Sie wollen; — es ist mein Todesurtheil; ich will es unterzeichnen.

Die Frau von Berner setzte ein Abschiedsbillet an Celien auf; Erwin mußte es von Wort zu Wort abschreiben. Er schrieb, ohne zu wissen was; jeden Buchstaben verlöschte wieder eine Thräne, und seine zitternde Hand zeichnete kaum seinen

Na=

Namen mehr aus. Celie erhielt dieses Billet, und ihre beleidigte Liebe wollte sich nun an Erwin rächen; sie entschloß sich, dem Obersten ihre Hand zu geben. Oefters besah sie dieses Billet. Die Hand zitterte, sagte sie, die dieses schrieb; Thränen verlöschten hier einige Buchstaben — Erwin! — solltest du wohl — aber wer gab mir es? Meine Mutter — sie ist zu edel — sie wird mich nicht hintergehen. Erwin ist treulos. Warum läßt er sich nicht sehen? Warum? Aber vielleicht kann er auch nicht — vielleicht — Gott im Himmel! was geht in meiner Seele vor! ich habs nun ausgesprochen, daß ich Morizen die Hand gebe — kann meinen Anspruch nicht mehr zurückrufen — o was wird aus Celien werden! —

Der Tag zur Hochzeit war bestimmt. Schon eilte Moriz an der Hand seiner Braut in die Kirche, schon war alles zu diesem festlichen Auftritte bereitet. Erwin schlich sich, mit einem schlechten Kittel bedeckt, unter das Volk, und sah, wie man Celien zum Altar führte. Er beobachtete sie genau. Traurig schien ihr Blick — umwölkt war ihre Stirne mit düsterm Gram — ihre Knie sanken, als sie an die Stufen

fen des Altars kam, und — Erwin! treuloser Erwin! rief sie noch auf, ehe sie dem Obersten die Hand gab. Erwin drang durch das Volk bis zum Altar. Du liebst mich, Celie! rief er; und Erwin war dir nie treulos. Schwöre nicht falsch, weil ich noch lebe — ohne Celien kann Erwin nicht seyn. Sey glücklich in Moriz Armen, denn ich sterbe. — Hier stieß sich der Unglückliche den Dolch in die Brust, und das Brautgewand ward mit Blut bespritzt, das Celie trug, und die Rosen welkten weg an ihrem Busen, und Erwins Blut löschte die Hochzeitfackel aus, die am Altar loderte.

Erwin sank, und Moriz war wie wüthend. Ihr habt mich betrogen, schrie er, und wollte sich an Celien rächen: allein das Volk entriß ihm die Braut, die ohnmächtig in den Armen des Priesters lag, und brachte sie in das benachbarte Nonnenkloster. Von dort schrieb Celie diesen Brief an Moriz.

Herr Oberster!

Nach dem schrecklichen Auftritte, der mir heute begegnete, bleibt mir nichts übrig, als daß ich meine Tage in dem Kloster verlebe, wo ich bin, und wo ich ungestört

über

über meinen Erwin weinen kann. Ich habe Sie nicht betrügen wollen, Moriz! aber ich — Unglückliche! war die Betrogene. Sie werden vielleicht alles erfahren. Vergessen Sie mich, und halten Sie mich ihrer Achtung nicht werth, so halten Sie mich werth ihres Mitleidens.

Celie.

Celie an ihre Mutter.

Warum haben Sie mich so entsetzlich hintergangen? Liebe Mutter! Gott möge es Ihnen verzeihen, wie Ihnen ihre Celie verzeiht. Sie haben nun keine Tochter mehr, und auch keinen Sohn: diesen deckt das Grab, und jene die Mauern dieses Klosters. Hier will ich weinen — weinen, wenn die Sonne aufgeht, und weinen, bis der erste Stern des Abends am Himmel glänzt. — Ich habe keine Bitte mehr an Sie, als nur die einzige. Bringen Sie es doch dahin, daß Erwins Grab nahe an dieses Kloster gebaut werde, daß meine Augen den Marmor noch sehen können, der ihn deckt, und daß meine Thränen noch den Ort netzen, wo er ruhet. Mit Freuden seh ich hinunter ins Grab; dort werde ich meinen

nen Erwin wieder finden, dort werden wir uns ungestört lieben können, dort sind keine Menschen, die uns trennen. Leben Sie wohl, und der Himmel gebe, daß Sie diesen Auftritt vergessen mögen — vergessen mögen, daß Sie eine Tochter hatten.

Ihre unglückliche Celie.

Als Moriz gründliche Nachricht von allem erhielt, wandte er alles an, um Celien zu überreden, das Klöster zu verlassen: allein ihr Entschluß war gefaßt; sie war unbeweglich. Sie verließ nie ihre Zelle mehr. Mit schwarzen Leichentüchern ward ihr ganzes Gemach umhangen; kein Strahl der Sonne fiel mehr auf ihre abgehärmten Wangen. Eine düstere Lampe warf ihren traurigen Schein auf die Todtenbahre, in der sie lag — Nur Wasser und Brod war ihre Nahrung; der Schmerz war ihr Freund, und Thränen ihre Vertraute. Sie starb, und Erwin war ihr letztes Wort.

Die arme Frau von Berner verlebte die unglücklichsten Tage weit entfernt in einer einsamen Gegend. Da übersah sie oft mit düsterer Schwermuth die glücklichen Tage, die sie hätte verleben können, wenn sie nicht ihre Tochter ihrem Eigennutze aufgeopfert hätte.

Nach

Nach Celiens Tod fand man verschiedene Trauerlieder auf ihrer Zelle, und ihre Freundinnen singen sie noch oft bey mondhellen Nächten auf Celiens Grab.

In der Nacht des Grabs herrscht Wonne,
Wonne in des Todes Schooß.
Menschen! unter dieser Sonne
Ist nur Elend euer Loos.
Sinkt sie gleich zum Grabe nieder,
Trauert nicht um Celien;
Celie, die starb, um wieder
Ihren Erwin dort zu seh'n.

Grundsätze und Erfahrungen zur vorigen Geschichte.

Vergeblich würde man den Menschen sagen: wenn ihr gewollt hättet, so würde die Liebe euer größtes Glück ausmachen, so wie sie itzt euer Unglück ist; sie würde eure übrigen Uebel lindern, statt sie zu vermehren, und der Segen der ganzen Natur seyn, statt dessen sie der Tyrann derselben ist.

Die Liebe war nie die Ursache eines Uebels in der Welt, aber der Mißbrauch der Liebe; man hat den Balsam des Lebens in Gift verwandelt, ihm seine Aufrichtig-

keit, Einfachheit, seine Freyheit benommen, die sein Wesen bezeichnete.

Es giebt sehr wenig Menschen, die ein Herz haben, das wahrer Liebe fähig ist. Zu wahrer Liebe gehört eine sehr reine Seele, empfänglich wahren Gefühles.

Bey uns ist die Liebe nichts mehr als eine Krankheit, und zwar manchmal die gefährlichste von allen. Sie war bey den Römern und Griechen auch nicht viel mehr: nur hatten sie geschicktere Aerzte; diese wußten sich des Paroxismus des Kranken zum Wohl des Staats zu bedienen.

Wahre Liebe ist das Glück des Lebens; sie lindert den Schmerz, und verdoppelt das Vergnügen; macht die Tugend liebenswürdiger, ist das Bedürfniß schöner Seelen, und die Simpathie der ganzen Natur: allein diese Liebe findet man nur mehr in Büchern; auch wird sie in Opern gesungen, aber wir hören sie bloß singen, und haben es dahin gebracht, daß es beym Singen bleibt.

Unter Tausenden ist kaum eine Seele, die der Liebe fähig ist. Das, was wir Liebe nennen, ist Entweihung dieses Namens, ist nicht Liebe, es ist Sinnlichkeit, thierischer Trieb, eigennützige Selbstliebe.

Nur

Nur Engel lieben sich, und Menschenseelen, die auf der Stuffenfolge der Wesen den Engeln am nächsten sind.

Der Mensch eilte erdichteten Hirngespinsten nach, und verließ die Einfalt der Natur; bezeichnete ihre Grenzen, schmachtet an Ketten der Vorurtheile, die er sich selbst schmiedete, und wird sein eigener Henker, und der Henker anderer.

Die Liebe hat viel Unheil in der Welt angerichtet, denn sie ist die heftigste der Leidenschaften, und die Menschen wußten ihr nicht zu begegnen.

Die Stuffen der Liebe sind so, wie die einer jeden Leidenschaft, sehr verschieden. Sie steigt von der ersten Wunde, die die Eigenschaft der geliebten Person dem Herzen des Liebenden versetzte, oft langsamer, oft schneller von Stuffe zu Stuffe; die höchste derselben wird um so nachtheiliger, je höher sie ist.

Wahnwitz, Raserey, Selbstmord sind oft die Folgen einer unglücklichen Liebe; Hofnungslosigkeit und Gram führen den Menschen dahin.

Man muß wahrhaft verliebte Personen, wenn man sie nicht ganz verderben will, wie Kranke behandeln. Die Heilungs-

art, die man bisher in der Welt anwendete, um Menschen von der Liebe zu heilen, war die ungeschickteste.

Du sollst mir diesen oder jenen nicht lieben, sagt der Vater: das heißt so viel, als einem Kranken sagen, ich will nicht, daß du heute das Fieber haben sollst, und der Kranke antwortet: nun ja, ich will das Fieber nicht haben, und stirbt im Paroxismus.

Man muß die Menschen als Menschen betrachten, und wissen, wie die Leidenschaften auf die Seele, wie sie auf den Körper wirken, dann kann man den Kranken zur Genesung bringen.

Die Leidenschaften lassen sich nicht wechseln, wie die Kleider.

Gewalt und Furcht sind die ungeschicktesten Mittel, den Menschen von dieser Leidenschaft zu befreyen, denn die Leidenschaft der Liebe ist eine Seelenkrankheit, die ihre Stärke durch unsere Einbildung erhält, und wie mehr diese gereitzt wird, desto heftiger wird die Leidenschaft. Daher kömmt es, daß die Liebe so erfinderisch ist, alle Hindernisse zu übersteigen. Die Seele einer wahrhaft verliebten Person ist nur mit dem Bilde ihres geliebten Gegenstan-

des beschäftigt; ihre Ideen fixiren sich nur auf selben.

Väter! die ihr Kinder habt, und wenn diese eure Kinder lieben, und solche Personen unglücklicher Weise lieben, daß ihr aus vernünftigen Gründen ihre Liebe nicht billigen könnet, so suchet mit Klugheit eure Kinder von dieser Leidenschaft zu befreyen, denn sonst werdet ihr abscheuliches Unheil in der Menschheit anrichten. Ich will euch die Wege zeigen, wie ihr eure Kinder zurückführen könnt. Meine Mittel gründen sich in der Natur, in der Wesenheit der Sache.

Vor allen suchet von Jugend auf die ersten Freunde eurer Kinder zu seyn. Wenn sie euch was anvertrauen, mißbrauchet ihr Vertrauen nicht. Wenn der Vater, oder die Mutter die ersten Vertrauten der aufkeimenden Leidenschaft ihrer Tochter sind, alsdann ist die Leidenschaft leicht im Keime zu ersticken, wenn sie unedel wäre. Allein sehr wenige Aeltern sind die Freunde ihrer Kinder, und dieses ist der erste und größte Fehler.

Ohne Ursache liebt kein Mensch. Die erste Ursache der Liebe sind entweders körperliche Reitze, oder gewisse Vorstellungen

eines

eines geistigen Vergnügens, das wir aus dem wirklichen oder eingebildeten Karakter einer Person wahrnehmen, oder wahrzunehmen glauben.

Die erste Ursache ist die Quelle blosser, sinnlicher Liebe; die zweyte die Quelle einer edlern.

Bloß sinnliche Liebe führt den Menschen zur Ausschweifung; sie erzeugt Wohllüstlinge und Messalinen. Die zweyte aber ist gefährlicher; sie erzeugt verliebte Schwärmerey, die, wenn sie Hindernisse findet, leicht in Wahnwitz und Raserey übergehen kann.

Bloß sinnliche Liebe wird sich nie in edlere verwandeln; aber edlere Liebe kann sich zur bloß sinnlichern Liebe herabsetzen.

Wenn deine Tochter oder dein Sohn liebt, guter Vater! so sey aufmerksam, ob Sinnlichkeit, oder höheres Gefühl die Ursache dieser Liebe ist: ist es Sinnlichkeit, so kannst du ein wohlerzogenes Kind bald zurückführen; auch hier, wenn Ausschweifung und Liederlichkeit sich einmischen würden, kannst du Härte und Schärfe gebrauchen. Liebt aber dein Sohn oder deine Tochter mit edlerem Gefühle, und der Gegenstand dieser Liebe ist so, daß Vernunft

und

und Klugheit diese Liebe nicht gestatten können, so sey behutsam, oder dein Kind ist verloren. In diesem Falle studiere den Karakter deiner Kinder, und den des geliebten Gegenstandes; erfahre, welche die wahre Ursache der Entstehung dieser Liebe seyn mag.

Oft liebt eine Person, weil sie eine gewisse Vollkommenheit in einer andern wahrzunehmen glaubt, da doch die Person diese Vollkommenheit nicht hat, und diese Liebe ist Liebe der Einbildung. Sie verschwindet, sobald man die liebende Person überzeugen kann, daß sie sich betrügt; allein diese Ueberzeugung muß mit Gelindigkeit, mit Klugheit geschehen. Ist die Vollkommenheit aber wirklich in der Person, und ist die Vorstellung, die wir uns von selbst machen, keine Täuschung unsrer Einbildungskraft, sondern Wirklichkeit, dann kettet die Liebe die Menschen fest aneinander, und hier, wenn die Trennung nothwendig ist, ist sie äusserst hart.

In diesen Fällen muß man Menschen zu heilen suchen, wie Kranke. Gelindigkeit und Sanftmuth müssen die ersten Versuche seyn. Man muß dem Liebenden Zerstreuung verschaffen, ohne daß er es weiß,

warum;

warum; alle Mittel anwenden, ihn von Einsamkeit abzuhalten. Kleine Reisen, abwechselnde Beschäftigungen sind auch im Stande, solche Wunden durch lange Zeit zu heilen: allein die Kurart ist doch immer gefährlich. Oft scheint die Wunde geheilt zu seyn, und das Gift frißt tief im Eingeweide umher. Wie schwächer in diesem Falle ein Mensch ist, wie edler und gefühlvoller er erzogen ist, desto gefährlicher ist sein Zustand.

So war Erwin, so war Celie. Raserey ist der Einfall der Aeltern, wenn sie ihre Kinder wider ihren Willen zwingen, sich zu verheurathen; die Folgen sind oft die traurigsten.

Wäre Moriz an Celiens Seite wohl glücklich gewesen? — O gewiß nicht! ihre Liebe für Erwin war nie erloschen; sie schlummerte nur, und wäre über kurz oder lang in ihrem Busen erwacht. O dann — welche trübe Wolken hätte jeder Tag über Moriz Scheitel gewehet! — wie unglücklich wäre Celie gewesen! wie unglücklich vielleicht ihre Kinder!

O Aeltern! scherzet nicht über diesen Punkt; es hangt die Glückseligkeit so vieler Menschen davon ab.

Frey=

Freylich in unsern Tagen haben wir von der Schwärmerey edler Liebe nicht viel zu besorgen. Das Geistige nimmt ab, das Materielle zu, und der höchste Grad gespannter Liebe ist bey den meisten der höchste Grad der Sinnlichkeit.

Somar.

In Creta wars, wo Friede und Unschuld in jenen Gegenden wohnten; wo prachtlose Hütten die Hügel zierten, die sich am Ufer des Meeres erhoben. In dieser glücklichen Gegend lebte Samada, der weiseste der Sterblichen. Er war tugendhaft; in seinen Augen hatte die Pracht keinen Werth, der Reichthum verdiente keine Schätzung. Er kannte die Nichtigkeit menschlicher Grösse, und zog die Geschenke der Einfalt der Natur dem Pompe der Höfe vor. Er verließ die prächtigen Paläste von Cretas Königen, und verweinte seine Tage auf dem einsamen Lande über den Verlurst der zärtlichsten der Gattinnen.

Er hatte einen Sohn; dieser war alles, was ihm seine Geliebte hinterließ; dieser war seine Hofnung, seine Freude. Mit unnennbarer Herzenswonne sah Samada das aufkeimende Kind, sah die Tugend blühen in seiner unschuldigen, theilnehmenden Seele. Sieh, mein Sohn! sagte Samada, sieh diese niedrigen Hütten, die da um uns her liegen; der Stolz würdigt seine Blicke nicht vom prachtvollen Throne auf sie herab. Unglückliche Menschen sind ihre Bewohner, die gedrückt unter der Last ihrer Armuth seufzen. Die Götter, Somar! haben uns mit Gütern überhäuft, und sie geben uns die Geschenke des Glückes, um wohl zu thun.

So sprach Samada, und diese rührenden Worte drangen in das Innerste von Somars Seele. Thränen netzten sein Auge, und erhöhten die Schönheit seiner Wangen, darauf sich Unschuld und Güte abzeichneten.

Somars einzige Beschäftigung war wohl zu thun, in jedem Thale ertönte Samadas Name, und bey dem Dankaltare, den der Elende auf einem Grashügel bauete, ward der gutthätige Samar genannt. Vergnügen war so rein, wie seine Seele. Oft

spielte

spielte er unter Rosengebüschen auf seiner Laute, und besang die Schönheiten der Natur, das Glück des Gerechten, der seine wohlthätige Hand gegen den Unglücklichen ausstreckt. Obwohl Somar am Hofe erzogen war, so war ihm doch die Natur viel reitzender, als die Pracht. Er liebte ländliche Unterhaltungen, weidete oft mit den Schäfern die Heerden seines Vaters, und freute sich in den grasvollen Thälern am kühlenden Bache an der Seite des frommen Landmanns. Da stützte er sein Haupt auf die ermüdeten Schultern des Arbeiters, und die Thränen, die aus seinen Augen flossen, verriethen sein Herz, wie sehr selbes den Werth der Niedrigen fühlte.

Somar war in dem Alter, in dem die meisten der Menschen, verdorben durch die ansteckende Luft der Städte, das Opfer ihrer Leidenschaften werden. Unvermerkt ward er traurig und nachdenkend; dicke Wolken der Schwermuth deckten seine sonst heitere Stirne; kaum erschien die Morgenröthe am Himmel, so entfernte sich schon Somar von dem Hause seines Vaters, und kam oft erst wieder zurück, als die Sonne schon hinter den Bergen war.

Samada beobachtete genau seinen Sohn. Somar seufzte, und traurig schlug er seine Augen zu Boden. Somar war nicht mehr so zärtlich, nicht mehr so zutrauend gegen Samada, wie er sonst war. Samada beunruhigte sich; aber bald verschwand die Unruhe wieder aus seiner Seele, da er über Somars Herz nachdachte. Er flieht mich, so sagte er zu sich selbst, er ist zurückhaltend, das Joch der Leidenschaften wird seine Seele drücken. Ich will ihm die Geheimnisse seines Herzens nicht abzulocken suchen; er wird sein Unglück bald fühlen, wie nothwendig ihm ein Freund ist. Ich kenne meinen Sohn; er wird in meine Arme eilen, denn wo findet er einen zärtlichen Freund, als an Samada?

Es wurde Abend; die Heerden verliessen die Weide, und eilten zurück ins Dorf. Der ermüdete Ackersmann gieng seiner Hütte zu, und sehnte sich nach den Armen der Ruhe: aber Samada sah seinen Sohn noch nicht. Zärtliche Sorgfalt marterte Samadas Seele; unruhig saß er unter der Linde, die seine Brust umschattete, und dachte an seinen Sohn. Es ward dunkler; allgemach breitete sich der Schleyer der Nacht über die Gegend; da kam Somar. Hastig

stig eilte er herbey, und fiel mit ausgestreckten Armen um Samadas Hals. Röthe malte seine Wangen; er nahm die Hand seines Vaters in die seinige, Thränen netzten sein Auge; er drückte sie an seine Lippen.

Samada war gerührt. O mein Sohn! fieng er an, bin ich deines Zutrauens nicht mehr würdig? — Bey diesen Worten fiel Somar zu seines Vaters Füssen, und Seufzer erstickten seine Stimme. O mein Vater! schrie er auf, wie unglücklich bin ich nicht? — Cleone wird nie die meine seyn, Setas ist ihr Geliebter — ihr Gemahl. Samada tröstete seinen Sohn, und suchte, daß er das Geheimniß seines Herzens in seinen Busen goß. Sie setzten sich auf einen Grashügel, und die Sterne leuchteten freundlich vom Himmel herab, als Somar so anfieng:

Ich liebe. — Ich liebe Polemons Tochter; Cleone ist ihr Name. Tugendhaft ist sie, und schön. Sie fürchtet die Götter, und Cleone ist das einzige Mädchen, das mich glücklich machen könnte.

Ich hörte öfters, erwiederte Samada, von Polemon sprechen. Er soll gutthätig seyn, denn das Unglück und die Armuth

spricht

spricht von Polemon: aber sag mir, Sohn! wie wardst du mit Cleonen bekannt?

Ich verirrte mich eines Tages dort in den weiten Fluren, und gieng, in Gedanken vertieft, weit in die Thäler hinunter, die dort unterhalb dem Gebirge liegen. Am Gestade eines Baches saß das herrlichste Mädchen; Cleone saß da. Traurig war ihr Blick, und eine Thräne nach der andern floß aus ihrem Auge in die Quelle hinunter. Mitleid fühlte ich im Herzen; ich näherte mich dem Kinde, sah es an, und weinte mit. Junges Mädchen! sagte ich dazu, warum weinst du? Weine nicht, denn deine Thräne lockt auch die meinige aus dem Auge. Götter! erwiederte Cleone, ich bin sehr unglücklich. Es sind 12 Jahre, daß mein Vater Polemon seine ganze Familie verließ, und seit der Zeit in der weiten Welt herumwanderte. Da, als Polemon uns verließ, war ich noch sehr klein. Ich wußte noch nicht, was es heißt, einen Vater verlieren; aber itzt fühle ich den Verlurst. Meine Mutter weint täglich um Polemon, und erst gestern sagte sie mir: Cleone! vielleicht haben die Wellen des Meeres deinen Vater verschlungen, oder vielleicht verschmachtete er in einer sandigten Einöde.

Ich

Ich weinte mit Cleonen, aber Cleone weinte heftiger, als sie mich weinen sah. Ich verließ sie, kam wieder, theilte mit ihr ihren Kummer, machte ihren Gram zu meinem Gram; ich war glücklich, wenn ich Cleonen sah; unglücklich, wenn ich sie vermißte. Täglich besuchte ich diese Gegend, wo ich sie zum erstenmal sah. Die Stunden verschwanden mir zu schnell an ihrer Seite, die Sterne steigen zu frühe für mich am Himmel, wenn ich bey diesem Mädchen bin. Meine Sorge rührte Cleonen. Guter Junge! sagte sie mir jüngst, leichter wird mein Kummer, leichter meine Sorge, wenn du bey mir bist. O theuerster Vater! könnte ich dir sagen, mit welcher Zärtlichkeit mir Cleone von ihrer Mutter sprach! ihre Ungezwungenheit, ihre Innigkeit — alles — alles entzückte mich an Cleonen. Ich kann ohne diesem Mädchen nicht mehr leben. Ich sagte es ihr; eine sanfte Röthe deckte bey meinem Geständnisse ihre Wangen; sie sah mich an, und drückte mir sanft die Hände. Heute, mein Vater! wollte ich Cleonen wieder sehen; aber — Gott im Himmel! was sah ich! — Ihre Augen schwammen in Thränen, ihre Haare waren zerstreut, Blässe deckte

ihre Wangen, Verzweiflung war an ihrer Stirne. Cleone! Cleone! rief ich, was ist dir begegnet! — ich muß dich verlassen, sagte Cleone; ich liebe dich ja, ich liebe dich; aber Setas soll mein Gemayl seyn. Mein Vater bestimmte mir ihn. Dein Vater wollte es so, sagte mir meine Mutter, und sein Wille ist mir immer heilig. Wir müssen uns verlassen, Geliebter! so sagte sie, und heiß war die Thräne wie Glut, die meine eiskalten Lippen ihr von der Wange küßten, die sie herabfloß. Cleone verließ mich, ich wollte ihr nach, aber meine Kräfte wichen; ich konnte ihr nicht folgen. Cleone, o mein Vater! ist für mich auf immer verloren! tröste dich, sagte Samada, ich bin dein Freund, dein Vater. Ich nehme Antheil an deinem Kummer, und will dir rathen. Ich verwerfe deine Liebe nicht, denn sie gründet sich auf Unschuld und Tugend. Cleone muß ein gutes Mädchen seyn. Folge meinem Rathe! geh morgen zu ihrer Mutter; eröffne ihr dein ganzes Herz; sag ihr, wie sehr du Cleonen liebst, wie sehr sie dich wieder liebt, und sie wird Cleonen nicht zwingen, ihre Hand dem Setas zu geben, wenn sie ja ihre Tochter

liebt.

liebt. Ich will auch selbst zu ihrer Mutter, und für dich und Cleone sprechen — glaub mir, wenn es der Götter Wille ist, du wirst nicht unglücklich seyn, Somar!

O ja, mein Vater! erwiederte Somar, ich will mich zu ihren Füssen werfen; sie wird Cleonen nicht unglücklich machen; sie wird mich nicht von sich stossen, meine Thränen werden sie rühren, und Cleone wird mein seyn. O geliebtes Mädchen! wie glücklich werde ich an deiner Seite seyn! O bester Vater! Dich zu lieben, Dir deine Tage angenehm zu machen, wird die Beschäftigung unsers ganzen Lebens seyn.

Mit Ungeduld erwartete Somar die Morgenröthe, Hofnung und Furcht war in seiner Seele. Schlaflos lag er auf seinem Ruhebette, und erwartete das Frühgesang der Morgenlerche. Der Tag grauete an den Gipfeln der Berge, die Nacht floh in die schwarzen Thäler hinunter; Somar durchlief schon die Fluren, und der Fußsteig, den er antrat, führte ihn bis ans Ufer des Meers. Da verweilte er, und betrachtete das majestätische Bild der aufgehenden Sonne. Er sah die Tausende der Strahlen, die auf dem Wasser funkelten; ange-

nehm säuselte die Luft von der weiten Fläche her, und das reinste Feuer zitterte auf jeder sich bewegenden Woge.

Noch war Somars Blick mit dieser herrlichen Szene beschäftigt, als er verschiedene Stücke eines gescheiterten Schiffes am Ufer sah. Ein Unglücklicher rang mit den Wellen und dem Tode, und hatte keine andere Stütze, als einen zertrümmerten Mastbaum, um den sich seine schwachen Arme schlangen. Somar sah ihn, und ohne sich viel zu besinnen, sprang er in die Fluth, und rettete den Unglücklichen. Somar sah keine Gefahr: die Hofnung einen Menschen zu retten, übertäubte die Stimme der Selbsterhaltung; er brachte den armen Greisen ins Trockne, und die Götter segneten sein Unternehmen. Der Mann hatte ein sehr ehrwürdiges Ansehen; die Gefahr des Todes verdrang die Heiterkeit seiner Seele nicht; sein Blick war sanft, und Grösse lag in den Furchen, die das Alter in seine Stirne grub. Er umarmte seinen Erretter. Junger Mann! sagte er, daß die Götter deine Tugend belohnen möchten! — dann sah er um sich, und Freudenthränen weinte sein Auge. Ich sehe dich endlich wieder, liebes Vaterland! sehe dich

wieder, geliebtes Creta! wo der weise Minos seine Gesetze gab; dort sehe ich den hohen Gipfel des Ida, wo Jupiter erzogen ward.

Somar theilte die Freude mit dem Fremden, und sein Herz, ohne zu wissen, warum, nahm wärmsten Antheil an jedem Worte, das er aussprach. Somar vergaß selbst in diesem Augenblicke die Liebe, und ihn beschäftigte nichts als die Gastfreyheit. O komm, würdiger Greis! sagte Somar, komm in die Hütte meines Vaters, sie ist nicht weit von hier; komm, und ruhe aus! der Alte stützte sich auf Somars Schultern, und Somar führte ihn seiner Wohnung zu.

Samada sah seinen Sohn mit einem Fremdlinge zurückkehren; er eilte ihnen entgegen, und vernahm, wie Somar den Greisen dem nahen Verderben entzog. Freude strömte aus Samadas Auge. Wenn du Vater bist, sagte er zu dem Fremden, so nimm Theil an meiner Freude; der Jüngling, der dich rettete, ist mein Sohn.

Der Fremde wurde in Samadas Wohnung geführt. Die Diener erwarteten ihn: reine Kleider wurden ihm gegeben, und erfrischende Früchte zur Labung. O meine

Freunde! so sprach der Alte, wie glücklich bin ich doch wieder! o mit welcher Wonne werde ich meine Gattinn, meine Tochter wieder umarmen. Ich Thörichter! das Glück war in meiner Hütte, und ich wollte es unter einem fremden Himmelsstriche suchen.

Diese Worte erweckten Samadas Neugierde; er drang in den Fremden, daß er ihm seine Lebensgeschichte erzählen möchte, und der Greis weigerte sich auch nicht. Ich bin, so fuhr er fort, in Creta geboren. In seliger Ruhe pflügte ich den Strich Landes, den mir mein Vater hinterließ. Eine Gattinn, die schön, und tugendhaft war, versüßte mir die Freuden des Lebens; eine Tochter, die nur erst meinen Namen stammelte, war die Wonne meiner Tage. Ich war gut, und theilte den Reichthum, den mir mein Vater hinterließ, mit den Armen; allein bey alledem war ich doch nicht glücklich, denn mir fehlte die Weisheit. Eine heftige Unruhe marterte meinen Geist; eitle Wünsche erfüllten meine Seele, und ich schuf mir Schattenbilder einer glänzenden Zukunft. Einst wandelte ich am Ufer des Meeres; meine Einbildung erhitzte sich bey dem Anblicke der grossen

sen Gebäude, die da auf den Wogen daherschwammen. Ich sagte zu mir selbst: was will diese kleine Insel gegen den Raum der grossen Welt sagen? Dieses Erdrund ist mit tausend Völkern belebt: ich wollte sie kennen lernen, und entschloß mich zu reisen. Vergebens flossen die Thränen meiner Gattinn; vergebens streckte mein Kind seine kleinen Arme nach mir aus. Bald dacht' ich sie wieder zu sehen, und vertraute mich der Untreue der Wellen: aber bald sah ich meine Thorheit ein; sah, daß das Menschenglück nur in unserm Herzen liegt, und daß nur Einfalt und Natur es uns geben können. Ich lernte durch traurige Erfahrungen die Menschen kennen, und beweinte meine Thorheit. Ich eilte zurück; aber an Cretas Ufern scheiterte mein Schiff, und ohne dich, guter Jüngling! würde ich nie den Boden meines Vaterlandes wieder betreten haben. Ich sah die Welt, und war unter Tausenden von Menschen, wie auf einer Insel; niemand nahm Antheil an meinem Schicksale. Hätte die Parce je den Faden meines Lebens abgeschnitten, so hätte keine freundschäftliche Hand mein Auge geschlossen; keine Thräne eines Freundes hätte meinen Grabhügel genetzt. Noch

erin-

erinnere ich mich des traurigen Tages meiner Abreise; noch sehe ich die unschuldigen Liebkosungen meines Kindes; noch sehe ich die Thräne, die auf der blassen Wange meiner Gattinn zitterte, und die mir alles vorher sagte, was ich Kurzsichtiger nicht einsah. O meine Freunde! wie viele Vorwürfe hat sich mein Herz nicht über seine Unbesonnenheit gemacht! habt ihr nie von Polemon reden gehört? Kennt ihr Cleone, meine Tochter nicht?

Du bist Polemon? rief Somar auf, du Polemon, Cleonens Vater — der Vater meiner Cleone! — — Samada lächelte, und erzählte dem alten Polemon Somars Liebesgeschichte. Polemon weinte, als er von dem zärtlichen Gefühle seiner Tochter sprechen hörte; aber bald breitete sich ein tiefer Ernst auf seiner Stirne aus; er schien tiefsinnig zu seyn, sein Geist arbeitete, versenkt in Gedanken; er nahm Somars Hand; mein Freund! sagte er, ich bin dir das Leben schuldig; nie werde ich es vergessen, nie werde ich mich der Schuld entledigen können, die ich gegen dich habe; aber du kennest die Tugend, du weißt, daß sie auch Aufopferung fodert; höre mich, und sey mein Richter.

Somar hörte; sein Herz zitterte, und heftig pochte es in seinem Busen. Setas, so setzte Polemon seine Rede fort, ist mein Freund. Von der ersten Kindheit an ward er mit mir erzogen; allein der Erdtheil, der sein war, war unbedeutend. Er war arm, und hatte viele Kinder. Am Rande des Grabes habe ich meine Tochter einem seiner Söhne versprochen, und er dankte mir noch mit einem feurigen Kuße, ehe er starb. Sein Sohn wird nun erwachsen seyn; kann ich wohl mein Wort brechen? — Urtheilt, ich bitte euch, und bedauert mich.

Samada schwieg, und Somar sah zur Erde. Scharlachröthe deckte seine Wangen, und sein Herz schlug so heftig, daß sich das Kleid bewegte, das um Somars Busen hieng. Polemon wandte seinen Blick von dem Leidenden ab, und man sah, daß seine Seele nicht minder unruhig war.

Mit Ungeduld verließ Polemon Samadas Haus, und konnte kaum den Augenblick mehr erwarten, seine Familie wieder zu sehen. Komm mit mir, mein Freund! sagte er zu Somar, sey mein Führer, und horche auf die Stimme der Tugend; diese ist dir werth, denn dein Herz gab schon

Be=

Beweise, wie hoch du sie achtest. Somar folgte dem alten Polemon, und sie stiegen bereits den Hügel hinunter, hinter welchem Polemons Wohnung lag. Somar hatte seinen Blick zur Erde geheftet, und dachte über Polemons Worte nach. Liebe und Tugend kämpften in seiner leidenden Seele. Bald bewunderte er Polemons Güte; bald aber trat Verzweiflung wieder in sein Herz, wenn er das Ideal seiner Glückseligkeit überdachte, die er an Cleonens Seite zu genießen hofte. Sein Muth sank bey diesem Gedanken; sein Herz hörte keine andere Stimme mehr, als die Stimme der Liebe. Polemon kam seiner Hütte immer näher; schon sah er die Pappelbäume, die sich über das Dach wölbten, das seine Gattinn, und seine Tochter verschloß. Sein Herz schlug heftig. Einige Schritte von ihm entfernt, stand noch seines Vaters Grab; Moos und Epheu deckten es, und dunkle Cipressen breiteten ihren Schatten um den Marmor. Die Einfalt der Innschrift sagte dem Wanderer, daß der Mann fromm und gut war, dessen Gebeine hier moderten. Polemon warf sich zur Erde, und netzte mit Thränen der Liebe das Grabmal. O mein Vater! rief er auf, o du! dessen

dessen zärtliche Sorgen die Tage meiner Kindheit bildeten, nimm dieses Opfer meines Gefühls zum Andenken meiner Liebe. Wenn ich je was Edles gethan habe, wenn ich je eine Thräne aus dem Auge des Elendes trocknete, so bin ich deinem Beyspiele diese That schuldig. Die Erinnerung an deine Güte war immer meinem Herzen heilig, und in den Herzen der Armen sind noch deine Wohlthaten eingegraben, die deine Güte verkündigen. Nach diesen Worten wandte sich Polemon gegen den guten Somar. Freund! sagte er, dieses Grabmal hat Lamon der Asche meines Vaters gebauet — Lamon, der meinen Vater einst unversöhnlich haßte: allein Lamon ward durch Unglück arm, und mein Vater eilte hin, und theilte seine Heerden mit ihm, und entriß ihn dem Elende: Lamon war gerührt, sehnte sich aus, und ward sein Freund. Somar hörte der Erzählung Polemons mit jenem edlen Enthusiasmus zu, den nur der Tugendhafte kennt, und sein Herz fühlte sich stärker, er entschloß sich der Tugend seine Cleone aufzuopfern.

Nun waren sie an Polemons Hause. Ein Mädchen, schön, wie die Blume im Frühjahre, heftete ihren Blick auf Pole-

mon.

mon. Die Natur sprach — selten betrügen ihre Ahndungen. Sie ists, Cleone, deine Tochter, Polemon! rief Somar. Schon ist Cleone in Polemons Armen; dieser zärtliche Vater netzte sie mit seinen Thränen. O meine Tochter! das wars alles, was er sprechen konnte. Cleone entriß sich den zärtlichen Umarmungen ihres Vaters; ungeduldig eilte sie ihrer Mutter Polemons Rückkunft zu verkündigen.

Schon sprach das ganze Dorf von Polemon; der Ackersmann verließ seinen Pflug, der Schäfer die Heerde; Polemons Gattinn lag in seinen Armen; dort standen Polemons Freunde, da Cleone, seine Tochter, die zärtlich seine Hände küßte. Aus jedem Auge leuchtete die Freude; nur Somar war traurig und niedergeschlagen. In seinen Augen hatte Cleone neue Reitze; die Freude erhöhte die Schönheit ihrer Wangen; die Liebe gegen Polemon die Güte ihres Blickes. Somar seufzte, und tief im Herzen fühlte er die Grösse von Cleonens Verlurst.

Binnen der Zeit, als Polemon die Freude ganz genoß, entfernte sich Somar, und stützte sein gedankenvolles Haupt an einen Baum. Da blickte er von weiten auf Polemons

lemons Wohnung hin. O glücklicher Setas! rief er auf, ich hasse dich nicht, aber ich beneide dich um Cleonen. Als er so sprach, hörte er in der Ferne das Geschrey von Unglücklichen. Er eilte nach dem Orte hin, und es war Setas Wohnung. Unbarmherzige Gläubiger umrangen seine Hütte, und foderten ihre Bezahlung. Vergebens warf sich die arme Mutter zu ihren Füssen; vergebens schrie sie: verschonet meine Kinder! — Die Familie war dem Untergange nahe; da trat der junge Setas hervor. Unbarmherzige! rief er, schonet meine arme Mutter, und nehmet mich; ich will euch als Sklave dienen, bis unsere Schulden bezahlt sind. Heute wäre ich Cleonens Bräutigam gewesen; aber ihr Grausamen! ich will euer Sklave seyn, wenn ihr nur meine Mutter schonet. Setas arme Mutter hieng an dem Halse ihres Sohnes, und nichts gleicht dieser Szene. Somars Herz war gerührt. Ihr Barbaren! sagte er zu den Gläubigern, wer giebt euch das Recht, Menschen so zu mißhandeln? Haltet, Gefühllose! schonet diese Familie! dort auf der Ebne weiden meine beträchtlichen Heerden; ich gieb euch die Hälfte, um Setas Schulden zu bezahlen.

So

So sprach Somar, und Setas fiel zu Somars Füssen. Thränen hemmten den Ausdruck des Dankes, und Seufzer erstickten die Sprache des Gefühls. Somar entzog sich aber geschwind, und wollte sich nicht mit Dank lohnen lassen; er eilte zurück zu seinem Vater. Samada sah die Freude aus Somars Augen strahlen. Bist du glücklich? Rief er; ist Cleone dein? — O mein Vater! erwiederte Somar, ich bin deiner würdig. Ich habe Cleonen der Tugend wegen entsagt, und Setas ist glücklich. Somar erzählte den Zufall, und Samada streckte seine Arme zum Himmel aus, und dankte den Göttern, daß sie ihm einen Sohn gaben, wie Somar war. O möchte er! so rief Samada, o möchte der Himmel ihn lange erhalten, und ihm Kinder geben, die ihm gleichen! — —

Somar war ruhig, das Bewußtseyn der Tugend war sein Trost; er dachte oft an Cleonen, weinte oft; aber tröstete sich wieder mit Setas Glück. So vergiengen drey Tage, als am vierten eine Menge von Schäfern und ländlichem Volke Somars Wohnung umrangen. Es war Polemon, Cleone war an Setas Seite; Blumenkränze waren in ihren Haaren, und sie

glich

glich einer Grazie, die so eben Jupiters Wohnung verließ. Somar erblickte sie, und die Heftigkeit der Liebe erwachte ganz in seinem Herzen. Grausame! rief er; habe ich das um euch verdient? Seyd glücklich, aber martert mich nicht mehr durch Cleonens Anblick. — Da wollte er fliehen, aber Polemon eilte ihm nach. Cleone ist dein, rief er; sie liebt dich, und Setas tritt sie dir ab, gutthätiger Jüngling!

Somar konnte sich kaum fassen, es war, als träumte er; sein Blick sah erstaunt nach Cleonen. Polemon führte sie in seine Arme. Du bist mein! rief Somar, Cleone! du bist mein, bist du mein? Ist es kein Traum? Kann ich trauen? Keine Täuschung? — — Erhole dich, sagte Samada, der Himmel läßt nie die Tugend ohne Lohn. Somar kam zu sich; er umarmte Cleonen, umarmte ihren Vater, er umarmte den guten Setas. Alles freute sich über Somars Glück. Der Himmel segnete diese Guten; sie lebten lange, thaten Gutes, und waren glücklich.

Grund=

Grundsätze und Erfahrungen.

Das wahre Glück des Menschen liegt in uns selbst.

Wahres Glück ist das, was uns kein Zufall rauben kann.

Jeder Mensch will glücklich seyn, aber sehr wenige kennen das Glück, daher das Elend der Menschheit.

Wir schätzen immer andere Menschen glücklicher, als wir sind, und da wir immer wünschen, so vergessen wir zu genießen.

Nur das Gegenwärtige ist in unsrer Macht; vergebens sorgen wir für die Zukunft; vergebens kränken wir uns über das Vergangene.

Die Erinnerung an das Vergangene, und der Gedanke an die Zukunft lassen uns das Gegenwärtige nicht genießen.

Der Weise sieht in stiller Ruhe auf das Vergangene zurück; er erwartet mit Stärke der Seele die Zukunft, und genießt mit Klugheit das Gegenwärtige.

Der Mensch ist darum meistentheils unglücklich, weil er das Glück ausser sich suchet. Er gründet seine Seligkeit auf Güter, die nicht in seiner Macht stehen, und

die der Veränderung unterworfen sind; daher sein Unglück.

Der Weise sucht das Glück in seinem Herzen, und dieses Glück kann ihm niemand entreissen.

Der Weise genießt die Güter des Lebens, ohne daß sein Glück an dem Genusse hängt. Vermissen und Entbehrenkönnen ist seine Wissenschaft.

Der Mensch, der in der Welt glücklich seyn will, muß die Welt kennen: er muß mit dem Unglücke so gut bekannt seyn, als mit dem Glücke. Heitere Tage müssen ihn nicht übermüthig, und trübe nicht verzweiflungsvoll machen.

Wer ruhig und glücklich seyn will, der muß in der Welt nichts erwarten: er muß Gutes thun, und auf keinen Dank hoffen; er muß sich auf jeden Unfall täglich rüsten, dann kömmt er ihm nicht unerwartet.

Der Mensch schätzt immer einen andern glücklicher, als er selbst ist, und daher die Unzufriedenheit mit seinem Stande.

Man beneidet den andern öfter nur um den Schein des Glückes, nicht um das Glück selbst, denn dieses ist sehr selten unter den Menschen.

Jeder Mensch hat seine Bürde, der Grosse, wie der Kleine, und dem Reichen, dem Mächtigen fehlt oft nichts, um glücklich zu seyn, als er selbst.

Der Elephant fühlt den Schmerz, wie die Mücke; jener bedarf einen grossen Platz zu seinem Ruhebette, diese den kleinsten. Raum und Grösse verändern wenig in der Natur der Wesen: Geschöpf bleibt immer Geschöpf, ob es ein Elephant, oder eine Mücke ist.

Der König hat seine Bedürfnisse auf dem Throne, wie der Bettler in der Hütte: Der König kann im Purpur elend, und der Bettler in Lumpen glücklich seyn.

Der Mensch braucht wenig zu seinem Glücke. Die Natur giebt ihm alles; aber der Mensch raubte sich selbst, was ihm die Natur gab; daher ist der ein Weiser, der sich der Natur nähert.

Der Mensch ist in jedem Lande Mensch; Clima und Gegend modificiren, aber ändern ihn nicht.

Tausendfältig ist die Modification, aber der Mensch bleibt immer Mensch: nur hier ist er es weniger, dort mehr.

Wer glücklich seyn will, muß das Glück kennen: es besteht in der Ruhe der Leiden-

schaften,

schaften, in einer sanften Stille des Herzens, in dem Bewußtseyn der Tugend.

Der Mensch muß wissen, daß die Welt nur der Ort der Prüfung ist; daß man hier durchreiset, und nicht, daß man hier verweilet.

Wir sind alle Wanderer, alle berufen, in eine weit seligere Gegend zu reisen. Die Wege sind tausendfältig dahin; einer kömmt früher, der andere später ans Ziel. Dieser wählt einen bequemern Weg, jener einen härtern, dieser verirrt sich gar, und der verschlenzet die Zeit seiner Wanderschaft. Wer glücklich seyn will, der nehme die Tugend zur Reisegefährtinn, und sicher kömmt er an den Ort, wohin ihn die Gottheit berufen hat.

Nazar,

eine morgenländische Erzählung.

In der Ebne von Diarbeck, in der arabischen Türkey, lebte Tachel, ein alter Kalen-

der. Das Volk ehrte ihn als einen frommen Mann. Man sagte, er wäre einst am Hofe gewesen, und sein Herz hätte die Einsamkeit dem prachtvollen Leben vorgezogen.

Tachel war selten für die Menschen sichtbar; er verließ wenig seine Einsiedeley, und verlebte die Tage seines Lebens in süssen Betrachtungen. Nur schöpfte er manchmal freye Luft am Abend, und wandelte an dem Gestade des Tiegers umher, wenn die Sonne allgemach den Horizont verließ.

Dort, wo sich der Tieger mit dem Euphrat vereint, und sich in den Busen von Basora stürzt, dort war einst Tachel, und sah an dem Ufer des Flußes ein hilfloses Kind, das seine Arme nach dem Tachel ausstreckte. Erbarmen rührte sein Herz; er zerriß sein Kleid, hüllte das nackte Geschöpf ein, und trug es mit sich in seine Hütte. Liebvoll war der Knab, den Tachel fand. Er erzog ihn, und nannte ihn Nazar.

Abgesondert von allen Menschen erwuchs also Nazar unter Tachels Obsorge. Tachel flößte ihm Grundsätze der Tugend ein, und suchte ihn zu einem guten Menschen zu bilden. Ich lebe seit 30 Jahren, sagte

einst

einst der Kalender zu Nazar, ich lebe seit 30 Jahren in dieser Einöde. Die Lüge und Verläumdung am Hofe waren Ursache, daß ich ihn verließ, und daß ich lieber das Krokodill, als den Menschen, zu meinem Gesellschafter wählte. Wenn du glücklich seyn willst, Sohn! so verlebe deine Tage in der Hütte, die ich dir hinterlasse. Dieses schlechte Dach schützet dich vor den Unfällen der Witterung, dieser kleine Garten schenkt deiner arbeitsamen Hand so viele Früchte, daß du deinen Hunger stillen kannst, und die Quelle dort löscht deinen Durst. Der Mensch hat wenig Bedürfnisse, er ist glücklich, so lange er wenige kennt, und wird unglücklich, sobald er mehrere kennen lernt. Vor allem liebe die Wahrheit, denn das Schändlichste in der Natur ist die Lüge. Die Götter hassen sie, und Fluch der Menschheit über den, der ihr vertraut ist. Sollten die Götter dich je dieser Einöde entreissen; sollte es ihr Wille seyn, daß du einst eine andere Bestimmung von ihnen erhältst, o Sohn! so verdränge nie die Wahrheit aus deinem Herzen; rede mit Offenherzigkeit und Muth, und hasse die Verstellung. Weder Eigennutz, noch Ansehen, Nazar! soll dich je bewegen, eine Lü-

ge zu sagen: sey immer aufrichtig, und rede die Wahrheit, und wenn es dich auch dein Leben kosten sollte. So sprach Tachel, und mit grossen goldenen Buchstaben war der Name der Wahrheit auf jeder Wand seiner Wohnung geschrieben. Es schien, als wollte der alte Kalender, der zu schwach und zu furchtsam war, die Wahrheit selbst zu sagen, aus dem armen Nazar einen Zögling der Offenherzigkeit bilden, der mit der Zeit ihn wegen seiner Schüchternheit rächen sollte.

Oft führte Tachel den Jüngling aufs hohe Gebirg. Er zeigte ihm dort die aufgehende Sonne; das prächtige Gestirn, das der herumwandernde Parsis in Ehrfurcht anbethet. Diese Massa des Lichts, das in seinem reinsten Glanze die Felder Syriens erleuchtet, mein Sohn! schrie er dort auf, erhebe dein geblendetes Aug; sieh, und bewundere! — Bilde dir ein in dem prächtigen Bilde der Sonne die Seele eines Wahrheitliebenden zu sehen. Wenn der Geist der Wahrheit treu ist, so glänzt er in den Augen des Ewigen, wie dieser Mittelpunkt des Feuers, dessen Bewegungen und Lauf der Unerschaffene leitet, und den er mit seiner Majestät angethan hat.

So

So wußte der Kalender jeden Gegenstand der Natur für Nazar zu benutzen. Bald nahm er den rauschenden Bach, bald das lachende Feld, und bald die blühende Rose zum Sinnbild der Wahrheit.

Der giftige Stachel des kriechenden Insekts, der vergiftete Hauch zerstörender Winde waren Tachels Gemälde, unter denen er dem jungen Nazar die Lüge und die Verstellung abzeichnete. Es gelang ihm auch; Nazars Herz haßte unversöhnlich die Lüge. Tachel war vor Freude ausser sich. So düften, sagte er, in dem glücklichen Arabien die Balsamzerüche der aufkeimenden Blumen um die Gegend von Adem, und verherrlichen dieses irdische Eden. Traurig war aber die Täuschung des Kalenders; seine Aussichten verwandelten sich in Tod und Verderben.

Nazar verließ kaum die ersten Jahre der Kindheit, als Albufamars Grausamkeiten, der diese Gegend beherrschte, auch zu seinen Ohren kamen. Er schauderte vor der Erzählung zurück, und fluchte den Fluch der Menschheit über den Grausamen. Nazar war bey dem alten Kalender im Garten, und stützte sein Haupt traurig an einen Baum, und weinte heisse Thränen. Tachel

chel tröstete ihn; aber sie wanden ihre Hände gen Himmel, und betheten Fluch herab von den Höhen des Olimps über Albufamars Haupt. Verfinstere, Herr! rief Tachel, die Farbe seines Gesichts, verkürze seine Lebenstage, und sein Blut fließe, wie ein Bach von den Höhen Asiens fließet. So und mehrers fluchte Tachel über Albufamar. Er glaubte von niemand behorcht zu werden, und lag ruhig die Nacht über in seiner Hütte. Der Morgen graute noch kaum, als Albufamar mit entblößtem Schwerte in Tachels Hütte trat. Tödtend war sein Blick; zerstörend sein Auge. Du hast mir geflucht, sprach er zum Kalender, man hat dich behorcht, du mußt sterben. Tachel zitterte, und er, der Mann, der die Wahrheit lehrte, war zum ersten ein Lügner. Er warf sich zu Boden. Daß mich die Sonne nimmer bescheine, sprach er, daß mir der Tag zur Nacht, und das Licht zur Finsterniß werde, Herr! wenn ich je deiner geflucht habe! der ist ein abscheulicher Lügner, der dir das hinterbrachte. Wie würde Tachel je deiner fluchen können? Du bist ja bekannt, daß du Güte und Liebe bist. Gestern habe ich um die Zerstörung von Albufamars Feinden gebethen, und ein

Böse=

Bösewicht muß meine Worte verdreht haben. So sprach Tachel, legte kreuzweis die Hände auf seine Brust, und neigte sich tief zur Erde. Albusamar zauderte, und war unschlüßig, was er thun, was er glauben sollte. Er sah nach Nazar, und der Jüngling lächelte. Was lachst du, Knabe! sprach er. Ich lache, erwiederte Nazar, weil dich der Kalender betrog. Du bist ein Abschaum der Menschheit. Ja wir haben dir geflucht, und ich fluche dir heute noch. Daß der Himmel unsere Flüche über dein Haupt wahr machen möchte! so sprach Nazar, und Tachel sank schon todt zur Erde, ermordet von Albusamars Hand. Nazar trat dem Tyrannen näher: itzt morde auch mich, schrie er — denn ich habe dir auch geflucht, und ich will eher sterben, als eine Lüge sagen. Jüngling! sagte Albusamar, du fürchtest den Tod nicht. Sag, was ist die Ursache deines Muthes. Ich kann dich nicht betrügen, erwiederte Nazar; ich hasse in der Welt nichts so sehr, als die Lüge, ich hasse dich. Und warum? Fuhr Albusamar fort.

Nazar. Weil du ein Tyrann bist, und weil deine Höflinge Bösewichter sind.

Albu=

Albusamars Bedeckung drang bey diesen Worten auf den freymüthigen Nazar ein: er wäre auch ein Opfer des Todes gewesen, wenn nicht Albusamar ihrer Wuth Einhalt gethan hätte. Schonet diesen Jüngling! rief er seiner Leibwache zu, er gefällt mir. Seine Freymüthigkeit hat einen Werth in meinen Augen. Er soll mit mir nach Hofe. Wie ist dein Name?

Nazar. Ich heisse Nazar.

Albus. So komm mit mir, Nazar! und erkenne an Albusamar deinen Beschützer, deinen Freund: aber sey immer aufrichtig, und rede immer die Wahrheit.

Nun war Nazar am Hofe, an jenem Orte, wo der Wahrheit so selten der Zutritt vergönnt wird. Umrungen von Höflingen und Schmeichlern, war er da wie eine ausländische Pflanze; bewundert, nicht wegen der Grösse seines Herzens, sondern wegen seiner Seltenheit. Seit Jahrtausenden ist die Wahrheit immer aus den Pallästen verbannt, und man hasset den Priester, der ihr Opfer bringt, und verlacht den als einen Thoren, der ihr anhängt. Nazar war aber seinen Grundsätzen getreu, und er, der vielleicht der größte Philosoph an Albusamars Hofe war, war in den Au-

gen

gen der Höflinge nichts bessers als ein Hofnarr. Albusamar war immer grausam, immer unmenschlich — Nazar sagte ihm täglich derbe Wahrheiten ins Gesicht; allein der Bassa besserte sich nicht; er lachte über Nazars ungeheuchelten freyen Muth, und bewahrte ihn auf, wie ein seltnes Thier in seiner Menagerie, das fremd und fürchterlich ist, aber keinen andern Werth hat, als daß man es der Seltenheit wegen aufbehält.

Eines Tages sagte Nazar zu dem Bassa: siehst du denn nicht, daß die Leute alle, die dich umringen, deine Freunde nicht sind? Fühlst du denn nicht, daß jedes Wort, das sie dir sagen, eine Lüge ist, und kennst du denn nicht, daß die Triebfeder aller ihrer Handlungen nur sie selbst sind? Sie lieben dich nicht, sie lieben nur sich selbst. Einer der größten Bösewichter ist Satrap, der deine Füsse leckt, wie eine Katze. So sprach der Jüngling, und entlarvte dem Bassa manchen Schmeichler. Allein bald merkten die Höflinge, was Nazar über den Bassa vermögen konnte. Es ist nöthig, sagte Satrap, daß wir diesen Menschen entfernen, denn nach und nach könnte er uns gefährlich werden.

Kaum

Kaum stieg die Nacht auf Diarbeck herunter, und hüllte den Garten in tiefen Schatten an Albufamars Palast ein, wo Nazar noch die Stille des Abends kostete, als zween Verschnittene sich des Jünglings bemächtigten, und ihn schier zu todte prügelten. Erschöpft von Kräften, ermüdet, und hingestreckt konnte Nazar kaum mehr Albufamars Palast erreichen. Man fand ihn halb todt vor der Thüre des Bassa. Albufamar schwur diese Unbild zu rächen. Es entdeckte sich, daß Satrap der Urheber war; der Bassa ließ ihn auf der Stelle erdrosseln, und gab seine Güter dem Nazar.

Es ist doch was herrliches um die Wahrheit, rief Nazar auf, und dachte nicht, daß seine Offenherzigkeit schon zweenen Menschen das Leben gekostet hatte, und daß schon mehr als dreyßigmal das seinige auf der Spitze war. Er ermüdete nicht, unter Albufamars Obsorge immer der Wahrheit treu zu seyn, und er baute ihr täglich einen Altar selbst in dem Tempel der Lüge. Die Bemerkungen waren unendlich, die Nazar am Hofe machte. Die Abgeschmacktheit der Dichter, die Charlatanerien der Aerzte, die Alfanzereyen der Gelehrten, alles öfnete ihm ein weites Feld zu wah-

ren

ren Beobachtungen. Albusamar lachte immer, aber änderte nichts. Die Wahrheit hat eine Menge Feinde, und so hatte sie auch Nazar. Die unerträglichsten waren ihm die Dichter, denn die überhäuften ihn mit täglichen Satyren, Epigrammen und Pasquillen.

Selina war an Albusamars Hof; ein Mädchen, schlank und schön. Nazar sah sie, und liebte Selina. Nichts fehlte der Schönen Asiens; sie ward bewundert, und angebethet. Nazar liebte sie — heftig, wie die Flamme der ersten Liebe ist. Auch Selina war dem Jünglinge gut; allein auch in Asien herrscht Coquetterie, und Selina wollte mehrern gefallen. Das gefiel nun unserm Nazar nicht, und er eröfnete ihr ungescheut seine Denkart. Selina liebte den Tanz: so schön sie aber war, so schlecht tanzte sie. Tanzet doch nicht, Selina! sagte Nazar, ihr macht euch lächerlich, ihr seyd schön, aber ihr tanzet schlecht. Selina sprach kein Wort, sie entfernte sich, warf einen Blick voll Verachtung auf Nazar, und sah ihn von Stund an nicht mehr. Nach zween Tagen erhielt Nazar dieses Blatt von Selina:

Nieder=

Niederträchtiger Thor!

Die Gunst des Bassa verblendet Dich; fürchte seine Mißgunst. Weißt Du nicht, daß Albukamar Dich nur zum Zeitvertreib am Hofe hat? Du bist sein Narr, und wenn Deine Schelle zu laut wird, so wirst Du geprellt werden.

Selina.

Ah! rief Nazar bey Durchlesung dieses Briefes auf, ah! mit dem Frauenvolk verträgt sich die Wahrheit gar nicht. Hätte mir doch mein alter Kalender dieses gesagt, so hätte ich Selina nicht verloren. Nazar liebte Selina von Herzen, und der Verlurst ihrer Liebe schmerzte ihn unendlich. Er klagte sein Unglück einem alten Diener des Bassa.

Da habt ihr Unrecht gethan, sagte der Alte, denn ihr habt Selina beleidigt.

Nazar. Beleidigt! — Um aller Huris willen! ich wollte sie nicht beleidigen.

Diener. Das glaube ich wohl, aber die Wahrheit beleidigt durch sich selbst. Wer hat denn in seinem Leben gehört, daß man einem Frauenzimmer ins Gesicht sagen dürfe, sie tanze nicht schön. Es kann

kann ja keine Grössere Beleidigung geben.

Nazar. Selina ist ein trefliches Mädchen, aber tanzen kann sie nicht.

Diener. Das ist es eben, was ihr Selinen nicht sölltet ins Gesicht gesagt haben.

Nazar. Ich verstehe dich nicht.

Diener. Es wird schon noch eine Zeit kommen, wo ihr mich verstehen werdet.

Nazar war immer untröstlich, konnte auch nicht Verstehen, wie ihn Selina, die er so sehr liebte, dieses elenden Zwistes wegen verlassen konnte. Der Bassa scherzte oft mit ihm über Selinas Verlurst. Liebte dich denn Selina? sagte Albufamar.

Nazar. Ja.

Albuf. Wie weißt du das?

Nazar. Sie sagte mir es ja.

Da lachte nun jeder an Albufamars Tafel aus vollem Halse, als könnte wohl je ein Mädchen sagen, daß es liebe, ohne daß es auch so fühlte.

Lange Zeit blutete noch die Wunde, die Selina dem Jüngling schlug, und öfter seufzte Nazar, als er sich sagte, er liebe Selina nicht mehr. Nazar wäre vielleicht glücklich gewesen, wenn Selinens Verlurst

ihn Klugheit gelehrt hätte: allein Nazar folgte immer dem Hange seiner Offenherzigkeit, und vergaß in seiner Schreibtafel zu bemerken, daß das Frauenzimmer die Wahrheit nicht liebt.

An Albufamars Hofe lebten zwo Sklavinnen, Zedine und Fakis, Mädchen, die Schönheit und Verstand einander streitig machten. Albufamar wollte nicht allein, daß seine Geliebte schön, sondern daß sie auch verständig wäre, und war daher unschlüßig, ob er Zedinen oder Fakis wählen sollte. Du, sagte er eines Tages zu Nazar, du, der du Wahrheit auf deinen Lippen trägst, von deiner Entscheidung hängt meine Wahl ab. Besuche Zedinen, besuche Fakis, und entscheide, welche meiner würdig ist.

Fakis besaß ein außerordentlich glückliches Gedächtniß; sie wußte die berühmten Gedichte des persischen Dichters Merlana Giami auswendig, und ahmte sehr künstlich die arabischen Lieder des Sawti nach. Zedine aber machte weit grössere Ansprüche auf Weisheit; sie erklärte, wie Ibn Abbas; den Alkoran, behauptete, daß jeder Tag der Schöpfung tausend Jahre in sich hielt. Sie wußte die Länge und Breite des Paradies-

radieses, wo der Prophet thronte. Sie erzählte von dem grossen Fische Tehmout, der an dem Fußschemmel eines Ochsen von 4000 Füßen ruht. Hassan el Barsi, der größte Skolastiker der Musulmänner, hatte nicht so viele Kenntnisse in den hohen Geheimnissen, als Zedine. Nazar staunte, da er dieses alles hörte: als Zedine ihm aber weiters von den schönen Huris, von dem prächtigen Saphir erzählte, der eine halbe Welt im Umraume hat, und worauf der Fuß des Propheten ruhet, so lachte er aus ganzem Herzen, und sein Urtheil war, daß Zedine und Fakis sehr artige Mädchen wären, die einem Manne wirklich gefallen könnten; aber Geist, sagte er, und Verstand fand ich keinen, und ich rathe euch, Bassa, fuhr er fort, euer ganzes Ansehen zu verwenden, um sie aus schönen Mädchen zu vernünftigen Weibern zu bilden, das sicher geschehen wird, wenn Zedine aufhört, eine hirnlose Reimerinn, und Fakis eine langweilige Pedantinn zu seyn. Albufamar erzählte den beyden Sklavinnen Nazars Urtheil. Man kann sich einbilden, wie sie sich beleidigt fanden, und dachten nun auf Rache. Nazar fühlte bald ihren Zorn, denn er wurde eines Tages auf seinem

nem Bette abgeholt, einem Cameele auf den Rücken gebunden, und so gieng sein Weg gegen Basra auf den persischen Golfo zu.

Nazar hatte nun Zeit genug zu überlegen, ob es allzeit gut sey oder nicht, zu sagen, was man denkt. Er folgte mit seinem Cameele der Caravanne, und vermißte doch nicht gar zu ungerne den Ort, wo die Wahrheit so übel empfangen war. Was verliere ich wohl, sagte Nazar, wenn man mich von Diarbeck verbannt? Ich habe da Selina verloren, bin geprügelt worden bis auf den Tod, und war täglich ausgesetzt, das Opfer eines unmenschlichen Bassa zu werden, der ohne Zweifel mich der Wuth seiner Sklavinnen preisgab. Nazar beruhigte sich, und als die Caravanne den dritten Tag in einer Wildniß sich lagerte, und ihre Cameele tränkte, genoß er die günstige Gelegenheit auszuruhen, und schlief sanft ein. Er erwachte erst nach einigen Stunden wieder, aber die Caravanne war schon weit fort, und Nazar sah sich nun allein in der Mitte dieser ungeheuren Wüste, und ausser einigen sehr geringen Nahrungsmitteln nicht das geringste mehr, was ihm die Caravanne hinterließ. Nazar folgte

eine Weile den Fußstapfen der Kamelthiere; allein bald war alle Hofnung für ihn verloren, denn er kam an einen grossen reissenden Fluß, den er nicht übersetzen konnte.

Nazar verlor alle Hofnung, und glaubte nun in dieser Einöde gewiß verschmachten zu müssen. Er dachte oft an Fakis, oft an Zedine, und rief zum öftern auf: es ist meine Unklugheit, einem schönen Mädchen zu sagen, daß sie keinen Verstand hat. Nazar ward aber vom Himmel erhalten, denn die Vorsicht, die sein Herz kannte, wollte ihn durch Zufälle des Lebens zu wahrer Weisheit leiten. Ein Trupp verschiedener Pilgrimme, die von Mecca zurückkehrten, nahmen ihren Weg nach Damas, und wanderten diese Wüsteneyen. Nazar flehte sie um Mitleiden, und sie nahmen ihn auf. Schüchtern betrachtete er diese Leute, die sehr viel ähnliches mit einer Räuberrotte hatten, und er dankte dem Himmel, daß er keinen guten Fleck am Leibe hatte, um nicht die Begiede dieser heiligen Trupp rege zu machen. So viel Zutrauen hatte Nazar auf die Pilgrimme. Er betrog sich auch nicht, denn er sah, wie sie die Heerden anfielen, die Karavannen plünderten, und dieses alles aus heiligem Eifer, denn es ist billig, sag-

ten sie, daß die erhalten werden, die das Grab des Propheten besuchten.

Nazar konnte in seinem Herzen ihre Handlungen nicht billigen. Es wäre besser, sagte er, ihr wäret zu Hause geblieben, als daß ihr da wie müßige Tagdiebe her umschwärmt, und böse Thaten verübt. Kaum aber sprach Nazar, als sich ein allgemeines Geschrey wider ihn erhob. Der Bösewicht! riefen alle, der Gottlose! er entheiligt den Propheten. — Nazar sollte widerrufen, was er behauptet hatte. Nein, sagte Nazar, ich widerrufe nicht; es ist Wahrheit, was ich gesagt habe. Eure Andacht ist Gleißnerey. Der Ehrvergessene! erscholl es aus Aller Munde, er ist des Todes würdig; und Nazar wurde einstimmig verurtheilt, lebendig begraben zu werden. Schon war die Grube ausgegraben, als ein alter Araber, der sich selbst die Augen ausgestochen hatte, um die Eitelkeiten dieser Welt nicht mehr zu sehen, sich dem Jünglinge nahete. Er bath für ihn, und die Karavanne schenkte ihm das Leben in Rücksicht dieses heiligen Mannes. Nazar folgte ihm nach Damas, und sprach die ganze Reise durch kein Wort mehr, denn er fand, daß es noch weit gefährlicher ist, einem Andächtler die Wahrheit zu sagen,

als einer Coquette; diese, dachte er, verkaufen einen nur; aber jene lassen einen gar lebendig begraben.

Schon näherte sich die Karavanne der Stadt; die Pilgrimme schickten einen Abgeordneten zum Stadthalter von Damas, und es wurden alle Anstalten gemacht, die Karavanne würdig zu empfangen. Zwanzig Blinde, die zu Mecca sich des Gesichts beraubt hatten, theilten ihren Segen aus; alles fiel ihnen zu Füssen; der Bassa selbst. Nazar folgte seinem Erretter, denn er war der Anführer der Blinden — ein Rechtgläubiger, wie man ihn nannte, der siebenmal den Weg um Kaaba nahm, und daher von dem Propheten in die Geheimnisse eingeweiht war. Er nannte sich Cobar, und wurde öffentlich als Großpriester ausgerufen. Alle beneideten Nazar um das Glück, des Großpriesters Cobar erster Diener zu seyn: allein dieses Glück dauerte für den guten Jüngling nicht lange, denn Nazar entdeckte bald, daß Cobar ein Betrüger war, daß er so gut sah, als andere Menschen, obgleich Cobar der Erste der Blinden war. Dieß ärgerte den Nazar; er flüchtete zum Bassa, und entdeckte ihm den heiligen Betrug. Cobar erhielt Nachricht davon, und der Großprie-

ster foderte den Jüngling von dem Bassa zurück. Nazar wurde ausgeliefert, und in dem heiligen Hause der Blinden mit aller Güte und Freundschaft wieder empfangen. Man wies ihm ein Zimmer an, in welchem er über die für ihn unbegreiflichen Wahrheiten nachdenken sollte. Um Mitternacht öfnete sich der Boden dieses Zimmers, und Nazar fiel einige Klafter tief in ein Fischnetz hinunter, das über eine eckelnde Grube gespannt war. Da lag er zween Tage ohne Nahrung und Trank; den dritten wurde er mit Ruthen bis aufs Blut gepeitscht, und ein kleines Stück Zwieback war all seine Nahrung. Beynahe vier Wochen schmachtete Nazar in diesem elenden Kerker, wohin nie ein Strahl der Sonne drang. Nach diesem Zeitraume ließ sich ein ehrwürdiger Greis dem Jünglinge sehen. Erschrick nicht, Nazar! fieng er an, ich bin dein Freund; ich habe Mitleiden mit dir, und werde sorgen, dir deinen Zustand zu erleichtern. Unglücklicher Jüngling! welcher böse Geist flüsterte dir ein, zu behaupten, daß Cobar nicht weniger blind sey, als wir? — Nazar erzählte dem Alten die Art seiner Auferziehung. Unseliger! fuhr der Greis fort, haben dich denn die Gefahren, die du

aus-

ausgestanden, noch nicht klüger gemacht? Lerne, daß es Menschen giebt, die es allzeit gefährlich ist zu entlarven; ihr Haß ist unversöhnlich, ihre Rache grausam. Lerne die Menschen kennen, Nazar! und verbinde die Liebe zur Wahrheit mit Klugheit, sonst wirst du immer unglücklich werden. Der Greis entfernte sich, und hinterließ dem Gefangenen einen stärkenden Trank. Nach kurzer Zeit kam dieser Fromme wieder. Hier lies, sagte er zu Nazar, das ist das Werk des weisen Lockmann; hierinn wirst du sehen, in welcher Gestalt die Wahrheit sich dem Menschen zeigen darf. Nazar lernte aus diesem Buche, wie sehr man die Menschen schonen müsse, wenn man ihnen die Wahrheit sagen will; er lernte, daß Wahrheit ohne Klugheit wenig Nutzen unter den Menschen stiftet.

Cobar starb, und Nazar ward frey. Er lebte die glücklichsten Tage an der Seite des ehrwürdigen Mannes, der ihn in Damas versorgte. Menschen! sagte dieser Alte oft, verehret die Wahrheit, aber verschleyert ihr erschreckendes Bild vor den schwachen Augen des Sterblichen, der ihren Antlitz nicht ertragen kann.

System des ganzen Bandes.

Karaktere und Grundsätze.

1. Einleitung zu den Erzählungen, und Beweise, wie der Mensch Aus Mangel an Weltkenntnit unglücklich wird. Beyspiele aus Karakteren. Grundsätze, Ursachen, Folgerungen. Regeln der Klugheit.

2. Vortheile des geselligen Lebens nach Wenzels philosophischen Werken. Nothwendigkeit der Klugheit im gesellschaftlichen Leben.

3. Von dem Umgange des Menschen. Von der Nothwendigkeit des Studiums ihrer Temperamente. Der Sanguinische, der Kolerische, der Pflegmatische, der Melancholische, geschilders aus Wenzels Grundsätzen.

Diese Grundsätze benutzt in Erzählungen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl <<von>>,

Omars Lehren, oder Biographien zur Menschenkenntniß Ein Buch für die Welt, wie sie ist, nicht wie sie seyn soll

Bd.: [1]

München (1788)

P.o.germ. 294-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107598-1
VD18 80258018-001